

Schleifische Monatshefte



INHALT:

KURT FRANZ

BLICK NACH SÜDEN

PROF. DR. EMIL LEHMANN

UNSERE SCHLESIER

ALFRED SCHMIDTMAYER

DER ALTE OBERLEHRER

PROF. DR. WALTHER STELLER

SUDETENDEUTSCHE VOLKSTRACHTEN

ERWIN A. WITTEK

TSCHECHEN IM ANGRIFF

JOSEF SCHNEIDER

NEUE JUGEND

DR. LUDWIG PETRY

DIE SCHLESISCHEN JAHRWEISER 1938

GUSTAV JUNGBAUER

SCHWÄNKE

KARL RIEBE

SINGENDES SUDETENLAND

BERICHTE

BLICK NACH SÜDEN

ANZEIGEN

Schlesische Monatshefte

BLICK NÄCH SÜDEN

V O N K U R T F R A N Z

Von allen Tagen des Jahres lenken der 4. Februar und der 4. März unsere Gedanken am eindringlichsten über die Südgrenze.

Am 4. Februar 1920 wurde das hultschiner Ländchen von den Tschechen besetzt. Sie führten damit den Artikel 83 des Versailler Friedensdiktales aus, der ihnen den Südtteil des Kreises Ratibor mit 316 Quadratkilometern und 48 000 Einwohnern ohne Abstimmung zusprach. Die neue Grenze entsprang reiner Willkür, eine landschaftliche oder geschichtliche Einheit im Umfange des nun entstehenden hultschiner Ländchens hat es vorher niemals gegeben. Als äußerer Grund für die gewaltsame Übereignung diente die mährische Hausprache der meisten Bewohner — sie haben vor und nach 1920 keinen Fehl aus ihrer deutschen Gesinnung gemacht, 93,7 v. H. aller Wahlberechtigten entschieden sich 1919 in einer freiwilligen Abstimmung für das Verbleiben beim Reich. So lebt das von der preußisch-deutschen Herrschaft „erlöste“ Gebiet seit achtzehn Jahren im regelrechten Ausnahmezustand, die Leiden der Bewohner sind hart, ihr Selbstbehauptungswille aber ist unerschütterter. Der eigentliche — strategische — Grund der Übereignung ist heute durch Äußerungen führender englischer Politiker klargestellt: Die mährisch-östrauer Schwerindustrie sollte eine bessere Deckung, die neugegründete Tschechoslowakei ein Aufmarschgelände gegen das übrige Oberschlesien erhalten.

Am 4. März 1919 trat in Wien die deutsch-österreichische Nationalversammlung zur ersten feierlichen Sitzung zusammen. Zum deutschen Österreich rechneten sich damals auch die dreieinhalb Millionen Sudetendeutschen. Noch hatte kein international verbindlicher Schiedspruch anderes bestimmt (Friedensschluß von St. Germain: 10. September 1919; Trianon: 4. Juni 1920!) — nur ihrem raschen Zugriff und dem Einsatz ihrer Machtmittel verdankten die Tschechen die militärische Besetzung des sudetendeutschen Randstreifens. Diese Besetzung war im Laufe des Winters

allmählich vollzogen worden. Den Bewohnern der sudetendeutschen Landschaften wurde die Teilnahme an den Wahlen zur deutsch-österreichischen Nationalversammlung gewaltsam verwehrt. Sie beschloßen, da sie keine Abgeordneten zu den Wiener Sitzungen senden konnten, am Tage der Eröffnung in gewaltigen friedlichen Aufmärschen für ihr Selbstbestimmungsrecht zu demonstrieren. Diese Kundgebungen fanden in allen deutschen Städten und Dörfern Böhmens, Mährens und Österreichisch-Schlesiens statt. Sie verliefen in voller Ordnung. Trotzdem schossen tschechische Legionäre an zahlreichen Orten in diese waffenlosen Menschenzüge hinein, so daß 52 Tote, 84 Schwer- und Hunderte von Leichtverletzten — darunter auch Frauen — zu beklagen waren. Diese Bluttat, für die tschechischerseits niemals ein begründender Anlaß beigebracht werden konnte und für die niemals jemand zur Verantwortung gezogen worden ist, hat sich unserm Volk unauslöschlich eingepägt. Über alle Verluste der inzwischen vergangenen Jahre hin gelten ihm die unschuldigen Opfer des 4. März als das erste Sinnbild seines Selbstbehauptungs- und Selbstbestimmungskampfes. Und wenn man jener Toten heute innerhalb der Tschechoslowakei nicht würdig und öffentlich gedenken darf, so tritt dafür das deutsche Gesamtvolk, soweit es außerhalb dieses kleinen Staates wohnt, zur Totenehrung an. Die Sudetendeutschen sind nicht, wie die Tschechen, ein eigenes kleines Volk. Sie stellen einen beträchtlichen — dreieinhalb Millionen messenden Teil des großen deutschen Volkes und leben mit allen ihren Sorgen und Kämpfen eingeschlossen in dessen unauflösbarer Gemeinschaft.

Das soll jeder 4. März aufs neue erweisen, indem er unsere Anteilnahme über die durch den Süden unseres Stammes- und Volksraums gezogene Grenze wandern und im Überdenken aller damit verbundenen Fragen den überkommenen Zusammenhang immer mehr sich vertiefen läßt.

Wir Schlesier sind eben nicht nur Nachbarn des sudetendeutschen Volksteils. Aus praktisch-politischen Gründen geben sich im 20. Jahrhundert die in Böhmen, Mähren und im ehemaligen österreichischen Schlesien wohnenden Volksgenossen den einheitlichen Sammelnamen. Stammlich bleiben sie deshalb doch die Bayern, Oberfranken, Obersachsen und Schlesier, die sie vorher waren, und ihre Stammlandschaften legen sich mit dem Gleichklang der Lebens- und Kulturformen nach wie vor über die politischen Grenzen und reichen weit hinein in das benachbarte Deutsche Reich und Deutsch-Österreich. Ein rundes Drittel unseres schlesischen Stammes lebt in der heutigen Tschechoslowakei und bildet mit den anderen Stammesteilen zusammen die sudetendeutsche Volksgruppe. Es hätte daher der gewaltsamen Abtretung des Hultschiner Gebietes gar nicht bedurft, um uns — nicht nur vom gesamtdeutschen, sondern auch vom gesamtchlesischen Standpunkt aus — immer wieder vor die Frage zu stellen, mit welchem Recht die Tschechen das geschlossene Volksland der dreieinhalb Millionen Sudetendeutschen und dazu noch ein Stück des Reiches (und zwei kleinere Deutschösterreichs, Gmünd mit 119 Quadratkilometer, Feldsberg mit 93 Quadratkilometer) für ihren neuen Staat beanspruchten.

Da müssen wir antworten: mit zweierlei Recht. Die großtschechischen Forderungen laufen auf zwei Gleisen, dem historisch-staatsrechtlichen und dem völkisch-naturrechtlichen — Grundsätze, die sich in der Theorie widersprechen und die diesen inneren Widerspruch, der auf solche Weise zum tschechoslowakischen Staatsprinzip geworden ist, wieder schwer zusammenreimen mit dem edlen Wahlspruch des Staates: *Pravda vítězí*, die Wahrheit siegt!

Die historisch-staatsrechtliche These stammt im großen und ganzen aus den innerpolitischen Auseinandersetzungen Altösterreichs, und sie müßte — wenn alles mit rechten Dingen zuginge — mit diesem versunken sein. Dem Herrschaftsanspruch der Habsburger über das Gesamtgebiet der Monarchie versuchten die Magyaren ihren Rechtsbegriff der Länder der hl. Stephanskronen entgegenzusetzen. Sie erlangten mit dem Ausgleich von 1867 auch wirklich eine weitgehende Erfüllung ihrer Wünsche. Die ungarische — weit über den magyarischen Siedlungsraum hinausreichende Reichshälfte wurde ihnen praktisch überantwortet. Etwas entsprechendes schwebt den Tschechen

vor, wenn sie sich der Vorstellung hingeben, daß die Länder der hl. Wenzelskronen zu Prag, Böhmen, Mähren und Schlesien eine geschichtliche Einheit bilden, an der in keiner Weise gerüttelt werden darf. Sie lösen mit dieser Theorie die Habsburgermonarchie innerlich auf. Seitdem ihm 1526 die ungarischen und böhmischen Länder zugefallen seien, regiere der österreichische Kaiser nur als König von Böhmen und Ungarn über diese Gebiete, deren Stände haben die Grenzen seiner Machtbefugnisse zu bestimmen, ein darüber hinausreichendes Gesamtstaatsrecht besteht nicht. Mit diesen Anschauungen wollten die Tschechen die Habsburger Monarchie föderalisieren, sie in große Ländergruppen, wie die ungarischen, böhmischen und Alpenländer zerlegen. Innerhalb dieser Gruppen aber sollte ein strenger Zentralismus walten, eine scharfe Zusammenfassung unter dem jeweils stärksten Volk, im Sudetenraum also unter den Tschechen. Was in der von der schwachen deutschen Mehrheit milde verwalteten Gesamtmonarchie schon um die Jahrhundertmitte als großes Ärgernis galt — hier schien es auf einmal recht und billig, trotzdem nicht nur die Deutschen und Polen sich gegen eine solche tschechische Majorisierung wandten, sondern damals auch noch die slawischen Mähren. Beim Slawenkongreß zu Prag von 1848 und bei anderen Gelegenheiten dieses Jahres sehen die böhmischen Tschechen sich genötigt, ihren slawischen Brüdern im mährischen Nachbarland die politische Eigenständigkeit und ihre mährische Nationalität zu garantieren! Gerade an diesem Beispiel merkt man, wie weit der Prager Nationalismus in den dazwischen liegenden acht Jahrzehnten gekommen ist. Auch ohne einen Ausgleich, wie er Ungarn gewährt wurde, hat er seine Absichten Schritt für Schritt durchzusetzen verstanden. Nicht nur in Böhmen, sondern auch in Mähren und einigen Streifen Österreichisch-Schlesiens wuchsen schon in der Vorkriegszeit die tschechischen Stützpunkte zu breiten Stellungen zusammen. Das Programm dieses Vorgehens hielt sich in gar keiner Weise an die nationalen Grenzen des eigenen Siedlungsraumes, sondern höchstens an die der historischen Landschaft: „Das rechtliche Dasein des tschechischen Staates, der sich aus Böhmen, Mähren und Schlesien zusammensetzt, war eine geschichtliche Überlieferung, die nie aus den Herzen der Tschechen geschwunden war. Noch vor dem Kriege erklärten die Tschechen jederzeit öffentlich: „rechtlich bleiben wir immer unabhängig, und unser Staat setzt sich aus Böhmen, Mähren und Schlesien zusammen.“ Böhmen, Mähren und Schlesien als nationales Gebiet zu verlangen, ist damit eine klassische, durch die Geschichte von zwölf Jahrhunderten geheiligte Forderung. Die Grenzen dieser Provinzen sind geschichtliche Grenzen, an denen zu rühren kein Tscheche gestatten wird: Böhmen, Mähren und

Schlesien müssen die erste Grundlage der tschechoslowakischen Republik bilden.“ Diese Sätze finden sich in einer der Denkschriften, die von der tschechischen Delegation der Pariser Friedenskonferenz von 1919 vorgelegt wurden und die aller Wahrscheinlichkeit nach von dem jetzigen Staatsoberhaupt Dr. Benesch selbst zusammengestellt wurden.¹⁾

Auf die innere Fragwürdigkeit dieser historisch-staatsrechtlichen Theorie gegenüber dem jahrhundertlang den Sudetenraum übergreifenden deutschen Reichs- und dem österreichischen Reichs- und Staatsrecht soll hier nicht näher eingegangen werden. Sie zeigt aber, wie die Tschechen der geschichtlichen Entwicklung das entnehmen, was ihren völkischen Zielen paßt, es willkürlich zurechtstutzen, sich selbst und ihren ausländischen Freunden als feste Ansicht aufzunötigen suchen und wie sie die Sudetendeutschen danach von vornherein als festen Bestandteil ihres Staates ansprechen, als ihr nationales Besitztum, über das nicht mehr zu diskutieren ist.

Damit aber nicht genug. Das angeführte, der Pariser Konferenz vorgelegte Memorandum läßt wenige Zeilen später seinen zweiten Absatz mit folgender Feststellung beginnen: „Wenn wir als Grundlage unserer territorialen Forderungen die geschichtlichen Grenzen unserer drei Länder Böhmen, Mähren und Schlesien hinstellen, so schließt das die Möglichkeit nicht aus, an dieses Territorium die Gebiete anzufügen, die diesen Ländern benachbart sind und wo eine tschechoslowakische Bevölkerung lebt.“

Man sollte sich doch einmal klarmachen, was diese Sätze in der Praxis bedeuten: kraft ihres — vermeintlichen — geschichtlichen Rechtes fordern die Tschechen dreieinhalb Millionen Sudetendeutsche für sich. Wo aber, wie um Hultschin, auch nur 50 000 — vermeintliche — Volksgenossen von ihnen jenseits dieser geheiligten historischen Grenze wohnen, hört deren Recht auf zu gelten.

Nun hat man sich freilich 1919 mit dem Hultschiner Streifen nicht begnügen wollen, sondern an weitere ober-schlesische Gebiete, wie die Kohlenlager von Rybnik, gedacht. In Mittelschlesien hätte die Grafschaft Glatz teilweise oder ganz an die Tschechoslowakei gelangen können. Im Norden der Hauptkamm des Riesens- und Isergebirges. Die strategischen Grenzen des neuen Staates hätten sich sicherlich verbessert, wenn sie gegen Schlesien vor dem Hochgebirge gelaufen wären, und das Memoire 10 versichert — offenbar um nicht für unbescheiden gehalten zu werden — daß „es sich hier nur um Berichtigungen handle, die fünf Kilometer in der Tiefe nicht überschreiten würden.“²⁾ Flinsberg und Schreiberhau, Agnetendorf, Krummhübel, Schmiedeberg, Dittersbach wären auf diese Weise „tschechoslowakische“ Ortschaften, die Eule und die Heuscheuer und

gegebenenfalls das ganze Glatzer Gebiet Gebirge dieses Staates geworden. Man bemüht dabei nicht nur sprachliche, ethnographische, wirtschaftliche und vor allem strategische Gründe für diese Gebietsforderungen, sondern auch gelegentlich geschichtliche: denn „Friedrich von Preußen nützte die ungünstige politische Lage des tschechischen Staates beim Regierungsantritt der Kaiserin Maria-Theresia aus“ — Schlesien „wurde vom tschechoslowakischen Staat erst 1742 durch Friedrich von Preußen abgetrennt.“³⁾ Gegenüber den an der sächsischen, bayrischen und österreichischen Grenze geforderten Berichtigungen verstummen aber selbst solche „geschichtliche“ Darlegungen.

In wirren Jahren, wie denen von 1918—19, wird manches geschrieben werden, was man vielleicht nicht so genau nehmen darf. Aber diese Denkschriften sind nicht von Jrgendwem und für einen beliebigen Zweck verfaßt, sondern Verfasser und Zweck erheben sie zu Dokumenten von politischer Gültigkeit. Und es sind in jenen Jahren auch noch ganz andere Produkte aus derselben Küche gekommen wie jene vermessene Hanusch Kuffnersche Karte, die den tschechischen Staat bis nach Breslau und vor die Tore von Berlin ausdehnte. So fragt man sich doch kopfschüttelnd, was sich diese Tschechen gedacht haben mögen, denn auch 1919 lebten in Mitteleuropa rund 6½ Millionen Tschechen und 80 Millionen Deutsche nebeneinander!

Wir gingen von der Trauer aus, die das Gedenken an den 4. Februar 1920 und an den 4. März 1919 in unseren Herzen wachruft. Wir fragten uns, mit welchem Recht die Tschechen damals 3½ Millionen Deutsche für sich forderten, mit welchem Recht sie in die Reihen derer schossen, die gegen diese Besitzergreifung friedlich demonstrierten. Wir fragten uns schließlich, mit welchem Recht die Tschechoslowakei die Abtrennung des Hultschiner Ländchens vom Deutschen Reich forderte und dessen treudeutsche Bewohner seither vergewaltigt. Auch bei flüchtigem Nachdenken kommen wir zu dem Schluß, daß sich die tschechischerseits ins Feld geführten Gründe selbst aufheben. Von einem Recht — wie es das zivilisierte Abendland in seinen reiferen Jahrhunderten entwickelt hat, kann wohl bei alledem keine Rede sein und wir vermögen nicht zu enträtseln, in welchem Zusammenhang der schöne Wahlspruch des Staates zu den dunklen Grundsätzen steht, auf denen er gegründet ist.

¹⁾ Dgl. H. Raschhofer: Die tschechoslowakischen Denkschriften für die Friedenskonferenz von Paris 1919/20, Berlin 1937, S. 41/43, mit den vollständigen deutschen und französischen Texten der Memoranden.

²⁾ A. a. O. S. 287.

³⁾ A. a. O. S. 257.



Das Schicksal der Sudetendeutschen unterscheidet sich vom tschechischen durch die Tatsache, daß sie kein eigenes Volk, sondern eine Volksgruppe, einen Volkszweig darstellen, so daß sie nicht wie die Tschechen unmittelbar, sondern mittelbar durch das deutsche Gesamtvolk mit den Völkern der Erde in Wettbewerb zu treten haben. Dafür sind sie verbunden, hinter keiner anderen deutschen Volksgruppe oder Landschaft an Leistungen je zurückzubleiben. Daß die Sudetendeutschen Angehörige eines Weltvolkes sind, das durch mehr denn ein Jahrtausend Weltgeschichte im höchsten Sinne des Wortes gestaltet und getragen hat, und daß sie eine Weltsprache als Muttersprache besitzen, ist ein Quell reichster Folgerungen für die praktische Politik, namentlich für die Fragwürdigkeit des Begriffes „Minderheit“. **Josef Plitner 1937**

U n s e r e S c h l e s i e r

V O N E M I L L E H M A N N

Schlesien! Schlesiſches Land und ſchleſiſcher Stamm! Schleſiſche Berge und Siedlungen, Häuſer und Acker, Bräuche und Lieder! Man braucht nur die Augen zu ſchließen und hat das vor ſich wie im Traum. Aber wenn man es nun darlegen ſoll, wenn man es mit klaren Linien zu umreißen verſucht, wenn man das Stammlich-Befondere begrifflich zu faſſen trachtet — welch ſchwere Aufgabe! Was für eine harte Nuß! Es hat ſich ſchon mancher daran die Zähne ausgebiſſen.

Der Schleſier iſt keine einfache Sache. Er iſt ein Räſſel. Er iſt es auch für ſich. Es gibt wenige bedeutende Schleſier, die nicht darüber gegrübelt, dazu ſich geäußert haben. Freilich, auch ſonſt iſt die Stammheit, wie ſie natürlich-organisch erwachſen iſt, etwas Räſſelhaftes. Beim Schleſier gilt dies doppelt. Will Erich Peukert, der in dem verdienſtvollen Sammelbuch von Martin Wähler „Der deutſche Volkscharakter“ zuletzt als Volkſkundler zu dieſer Frage das Wort genommen hat, möchte alles wegwiſchen, als unwefentlich und unwiſſenſchaftlich, was biſher über den Schleſier geſagt wurde. Er ſucht nach einem neuen Ausgangspunkt. Er glaubt ihn darin gefunden zu haben, daß er das ſchleſiſche Gebiet ſcheidet in das Kernland, ein Übergangsgebiet und Oberſchleſien. Er findet dann das innerlich gegenſätzliche des Schleſiertums in dem Zuſammenſpiel dieſer verhältnismäßig einfacheren Grundbeſtände. Er bringt manche treffliche Bemerkung dazu bei und manche gute Beobachtung. Ob aber damit der Schach ſchon gehoben iſt?

Ich habe mich hier nur mit dem ſudetendeutſchen Teil des ſchleſiſchen Stammes zu beſchäftigen. Er gehört durchaus zum Gebirgſchleſiſchen, das auch in Peukerts Darſtellung als der aktive Teil im Ganzen erſcheint. Aber einfach iſt eben auch unſer Gebirgſchleſier nicht. Die Polarität, der innere Widerſpruch iſt auch hier ſchon gegeben. Er iſt mit Händen zu greifen. Wenn Peukert die Weinholds damit abtut, daß er die dabei verwendeten Merkmalsbezeich-

nungen als zu allgemein empfindet, als überall zutreffend — Wörter wie treu, emſig, klug, geſprächig, derb, realiſtiſch, leichtſinnig, ſinnlich uſw., ſo iſt das nicht ganz berechtigt. Aber es kommt auf ſie ja gar nicht an, ſondern auf der Gegenſätzlichkeit liegt das Schwerkgewicht.

Wir können im ſudetendeutſchen Schleſiertum auch nicht die landschaftliche Uneinheitlichkeit zur Deutung des Gemeinſamen heranziehen. Dieſe Schleſier, die etwa ein und eine halbe Million ſtark ſind, bewohnen einen langen unregelmäßigen Siedlungſtreifen, der ſich von Nordböhmen bis an die Oſtgrenze von Nordmähren hinzieht. Sie gliedern ſich deutlich nach den Gebirgſchollen, an denen ſie wohnen. Wo das ſchleſiſche in Nordböhmen beginnt, ob ſchon bei Brüx oder erſt an der Elbe oder noch weiter öſtlich, wo das böhmische Niederland als ein Stück der Lauſitz erſcheint, iſt eine Streitfrage vor allem der Sprachwiſſenſchaftler und Mundartforſcher. Aber die Mundart iſt eben allein nicht entſcheidend. Im böhmischen Elbegebiet fühlt man ſich durchaus nicht als Teil Schleſiens, und auch das Böhmische Niederland rechnet ſich noch nicht eigentlich dazu. Wohl aber liegt im Jeſchken-Jſer-Gau das ſchleſiſche durchaus und allenthalben klar zutage. Das Rieſengebirgsland ſchließt ſich als ein gebirgſchleſiſches Kernland an und in Randſtreifen der Glatzer Graſſchaft, im Braunauer Ländchen und dem Adlergebirge geht es weiter, bis ſich dieſes Schleſierland nördlich und ſüdlich des herrlichen Altwaterschildes beträchtlich ausweitet und im Kuhländchen ſeinen Ausläufer nach Oſten ſtreckt. Volksiſeln in der Slowakei, die von Schleſiern erſiedelt oder wenigſtens mit aufgebaut wurden, ſind vorgelagert. Sind im Nordweſten Reichenberg und Gablonz die Vororte dieſes ſchleſiſchen Stammesteils, ſo iſt im Südöſten Troppau der größte Ort, heute allerdings ſchon bedrohlich vom geſchloſſenen Volksboden abgedrängt.

Trotz dieſer langen Erſtreckung iſt doch überall ein gemeinſamer Stammesgrundzug vorhanden. Es beſteht auch ein geſchloſſener Volkszuſammenhang über die Staatsgrenze

hinüber, die an manchen Stellen eine Gebirgsgrenze ist, auf weiten Strecken aber durchaus offen daliegt.

Es ist überall die gleiche stammliche Grundlage schon von der Zeit der Besiedlung her: fränkische, meißnisch-obersächsisch und thüringische Bauern und Bürger haben sich hier niedergelassen und sind zu einer Einheit verschmolzen und ausgeglichen worden, die freilich manche Gegensätzlichkeiten gewissermaßen nur ins Innere verlagert und aufgenommen hat. In der keilförmigen Gestaltung des gesamt-schlesischen Bodens zwischen dem polnischen und tschechischen Gebiet sind diese von Westen hergekommenen Siedlerströme zusammengedrängt und zum Ausgleich genötigt worden, der eben doch nur in der angedeuteten Weise erfolgen konnte. Das Schlesiertum ist übrigens nach allen Seiten hin zum Slawentum ausgeschlossen, und auch das hat zu mancher Auseinandersetzung der Stammesgestaltung mit dem Fremdtum geführt, wobei wohl durchaus das Deutsch-Schlesische als das Formende und Aufbauende in Betracht kommt. Es hat eine Vorschübung deutscher Lebensformen und Gemeinschaftserzeugnisse über den deutsch-bewohnten Raum hinaus stattgefunden, so daß allerdings die slawische Nachbarschaft dem Schlesiischen gar nicht mehr mit ungebrochenen Zügen begegnet. Es fehlt aber auch nicht an Stellen, wo das Deutschtum den benachbarten Slawen gegenüber sich seiner Überlegenheit schon im Volke klar bewußt ist und sich fest zusammenhält und abschließt: gerade für das östlichste Stück Nordmährens läßt sich das feststellen.

Wie wohnt nun unser Schlesier in seinen Gebirgs- und Vorgebirgslandschaften? Es ist ein ganz anderes Wohnen als im Böhmerwald oder auf dem Erzgebirge. „Auf“ dem Erzgebirge heißt es ganz richtig und „in“ Böhmerwald. Aber der Schlesier wohnt „am“ Gebirge, das hier nirgends so dachartig gestaltet ist wie das Erzgebirge, und er ist nicht so ringsherum und dicht vom Wald umgeben wie der „Wäldler“ im Böhmer- und Bayerwald. Und unser Schlesier wohnt zugleich am Wasser und am Weg, wie es in unzähligen Liedern und Dichtungen ausgesprochen ist. Diese Lage bestimmt gewiß sehr stark sein Wesen. Es ist jedesmal schon dies Gedoppelte mit angelegt in der Lage zwischen Gebirge und Flachland, in der Seßhaftigkeit am Wasserlauf und am Weg. Das Waldhufendorf ist die herrschende Siedlungsform unserer Schlesier, das sich am Bachlauf und Dorfweg lang dahinzieht und die heimatstreuen Menschen doch immer zu rüstiger Wanderung auffordert: stärker und köstlicher als anderswo mischen sich, durchdringen sich beim Gebirgs-schlesier Heimatstreue und Heimatsehnsucht mit Wanderlust, ja Wanderfeligkeit. Das eine wie das andere kann aber auch plötzlich und unvermutet aufbrechen, kann ihn überfallen. So sind wir über die allgemeine Gezeitlichkeit des

Schlesiens schon hinausgekommen zu dem merkwürdigen Durchbruch aus der einen Welt in die andere. Der Schlesier liebt in zwei Welten. In der realen, wirklichen, die ihn umgibt, in der er arbeitet und hingebungsvoll sein Brot schafft, und in der anderen, der Welt in die es ihn hinauszieht, die Welt der Träume und Sehnsüchte, die phantastisch erfaßte Fernwelt.

Es ist keine Frage, daß bei den Sudetendeutschen bayrischen Stammes eine solche Gedoppeltheit nicht vorhanden ist, daß sie aber auch bei den Stammesgenossen der Obersachsen fehlt. Dahin deuten auch die Künstler und Denker des Stammes. Ein Eichendorff, der unerreicht ist in der Art, wie ihm die äußere Welt wie hinter dem Schleier seelischen Erlebens verschwindet. Ein Hermann Stehr, bei dem in unerhörter Deutlichkeit die seelischen Innenströme hörbar werden. Auf die Mystiker, auf einen Jakob Böhme und Angelus Silesius und auf so viel andere Persönlichkeiten, könnte noch hingewiesen werden. Auch Gerhart Hauptmann ist hier ein Zeuge seines Stammes und in anderer Weise wieder Karl Hauptmann. Diese Fähigkeit zeichnet den Schlesier aus, daß ihm das Gegenständliche der äußeren Welt zu einem seelischen Strömen werden kann und daß er das Seelische, wenn er in sich hineinblickt, in klarer Gegenständlichkeit ersieht wie ein Stück der schlesischen Heimat selbst mit den Häuslein am Hang, aus denen der Schein der Lampe auf das Schneefeld fällt. Es ist ja auch selten eine Siedlungslandschaft so bis ins Feine durchgearbeitet und geradezu durchseelt wie die schlesische, wo die kärglichsten Ackerlein mit dem hingebungsvollsten Fleiß gepflegt werden.

Nun kann man freilich solche Aufstellungen nicht exakt und wissenschaftlich beweisen. Man kann nur sagen: Wer es nicht glaubt, zahlt einen Taler. Man kann aber immerhin die schlesische Volksdichtung hervorheben, das schlesische Weihnachtspiel, das Hirtenpiel: da hat man diesen seelischen Durchbruch gleichfalls greifbar vor sich, wenn die Hirten in ihrer Armut und Verbtheit gezeichnet werden, aus deren rauher Alltagswelt vor dem göttlichen Kind in der Wiege das Gefühl der Ehrfurcht auch in ihnen durchbricht in Worten von ergreifender Innigkeit: Kleenes Kindla, großer Gott, dar de Welt ei'n Händen hot . . .

Die Sagengestalt dieser schlesischen Berge ist der Rübzahl, an dem von verschiedener Seite mitgestaltet worden ist, auch manche literarische Mache hat sich mit eingemischt. Der Rübzahl ist eine Steigerung der kleinen Leute im Schlesiischen, in vielen der ihm gewidmeten Geschichten. Er ist selbst ein Schlesier mit seiner Rauigkeit, die sich mit Gutmütigkeit paart, mit seinem „unterirdischen“ Humor, der zwischen seinen drohenden Gebärden hervorbricht. Er hat seine Freude nicht nur an äußeren Verwandlungen in vielerlei Gestalten, sondern auch in den Verwandlungen

seiner Haltung. Er ist wie eine Verkörperung der schlesischen Erde, um deren Schätze der Schlesiener ringt, immer wieder geneckt und betrogen und bestraft, solange er nur auf äußere Schätze aus ist, aber belohnt und befriedigt, sobald er in inneren Werten sein Ziel findet.

Die schlesischen Berge sind eine Landschaft der Volkslage, die sich hier reich und geschlossen entfaltet. Denn der Schlesiener lebt sich in seine Landschaft, in seine Erde hinein, beseelt sie und beseligt sie. Er trägt ihr Bild mit hinaus in die Ferne und Fremde. Es ist seine Freude, nach langen Wanderwegen und Irrfahrten wieder zurück, wieder heim zu kommen. Muß er draußen, da er ringsherum von andersgearteten Menschen umwohnt ist, mit denen er seines Lebensunterhalts wegen verkehren und verhandeln muß, sich diesem fremden Volk stellen, sich ihm irgendwie anpassen, sich straffen, so freut es ihn, wenn er dann im Heim und in der Heimat wieder in die Ruhelage zurückschwingen kann, wenn er sich wieder selig in seiner eigenen Art geben und entfalten kann.

Der Schlesiener ist ein musikalischer Stamm. Er singt gern. Er weist aber auch Landschaften besonderer musikalischer Begabung auf. In den so fein durchgekämmten Dorfklüften des nordmährischen Landes am Spieglichter Schneeberg und beim Altvatergebirge steht das Haus der Eltern Franz Schuberts, dessen Art und Musik von diesem schlesischen Erbe her zu verstehen ist.

Die schlesischen Landschaften des heute tschechoslowakischen Schlesiens und des gleichfalls von den tschechischen Gewalthabern gequälten Nordmährer Landes haben von Haus aus auch eine schöne Ausgewogenheit im Verhältnis von Stadt und Land. Die Städte in ihrer sauberen und regsamen Art mit den programmatisch klavollen deutschen Gründungsnamen Freudenthal, Freiwaldau, Jägerndorf usw. haben alle doch einen Zug gesunder Ländlichkeit bewahrt. Und die Dörfer haben genug rührige Intelligenz behalten, die hier ihre Betriebsamkeit auch auf wirtschaftlichem Gebiet entfaltet. So ist ein gleichmäßiges Wesen über Dorf und Stadt ausgebreitet. Es sind ja gerade auch hier die Bauern mit ihrem Hans Kudlich als Führer am stärksten zur Freiheit vorgestoßen. Hier fand aber auch die reformatorische Kirche, die am meisten Wert auf ein schönes, geordnetes Gemeinschaftsleben legt, die als friedlicher Hussitismus erwachsene Bräderkirche einen fruchtbaren Boden. Und zur Neubegründung der Bräderunität in Herrnhut sind insbesondere aus dem Mährischen Kuhländchen glaubenstreue Menschen gekommen. Ihre Grabsteine liegen noch heute in Herrnhut.

Der bedeutendste Deutsche aber, den uns das Sudeten-schlesische geschenkt hat, und eben wieder das nordöstlichste Stück Mährens, das Kuhländchen bei Neu Titschein,

Zauchtel und Fulnek, ist kein geringerer als Gregor Mendel, der Entdecker der Erbgeseze der Lebewesen und der Menschen. Auf seinen Grundlagen erheben sich nun ganz neue Gemeinschaftsordnungen der Menschen und Völker. In bescheidener, hingebender Beobachtung der Lebensentfaltung von Pflanzen und Tieren ist er diesen Geheimnissen auf die Spur gekommen: auch ein schlesischer Träumer, der aber seinem Traum mit dem letzten Ernst und der wissenschaftlichen Gründlichkeit nachgegangen ist.

Der Kreis, dem er entstammt, ist eben dieses schlesische Bauerntum, das seine Ackerlein auch auf ungünstigem Boden noch immer mit einer letzten Hingabe pflügt und pflegt und aus ihnen das Erreichbare herausscholt. Das Bauerntum Hans Kudlichs, das aber auch in der Zucht und Pflege der Tiere hervorragendes zuwege bringt und das sich in beiden Richtungen über die angrenzende slawische Wirtschaft erhebt. Sie sind dem Leben nahe, diese Schlesiener, dem organischen Wachstum, das auch immer wieder aus unscheinbaren Keimen plötzlich wunderbar zur Blüte und Frucht durchbricht. Sie sind der Stamm Gregor Mendels.

So schließt sich immer wieder der Kreis. In diesem Grenzstamm, auf dessen schmalen Boden sich verschiedene deutsche Siedlerströme zur Einheit verschmolzen haben, im schicksalvollen Kampf durch die Jahrhunderte hindurch, ist eine Einheit zustande gekommen, die keine Gleichförmigkeit ist, sondern der spannungsvolle Ausgleich verschiedener, zum Teil entgegengesetzter deutscher Anlagen und Begabungen. Das macht ihn freilich etwas rätselhaft, und man kann ihn nicht immer geradezu ausrechnen. Es ist in dieser Schmelzmasse etwas Glühendes erhalten geblieben, wie wenn es Glas wäre, das doch noch nicht erstarrt und kalt geworden ist. Die Weberei und die Glasmacherei haben ja auch wirklich am Schlesiener stark mitgeformt. Es sind wunderbar feine Fäden, die sich hier verweben. Es ist auch im Glas ein Werkstoff gegeben, der bei aller Strenge der Linien organisches Leben zu enthalten und Kräfte der Helligkeit und des Feuers auszustrahlen scheint. Und es hat die Stammesgestalt schließlich selbst etwas von kunstvoller Formung an sich. Man soll nicht leicht und oberflächlich aburteilen über den Schlesiener. Er ist schon einige Male ganz unvermerkt an die Spitze des deutschen Wesens selbst getreten. Man soll ihn nicht erst erziehen wollen zum Umgang mit anderen Völkern, mit Nachbarn, über deren Grenzräume er deutsche Lebensgestaltung vorgeschoben hat, die er auch selbst mit einbezogen hat in den deutschen Volksaufbau. Dieser schlesische Stamm hat vieles in sich, was andere erst lernen müssen. Möge er durch alle Fährlichkeiten hindurchkommen in immer wieder erneuter und verjüngter Gestalt!

Die alten Oberlehrer

V O N A L F R E D S C H M I D T M A Y E R

Nach langen Jahren kam ich wieder in das kleine deutsche Dorf. Die Leute kannten mich nicht mehr, doch als ich nach dem alten Oberlehrer Bartl fragte, antworteten sie, er sei noch am Leben.

Ich fand ihn in dem schmalen Gärtlein an der Straße, das vor dem weißgetünchten Schulgebäude liegt. Er war gerade dabei, einen Rosenstock fester zu binden, den er veredelt hatte.

Ich nahm meinen Hut ab und grüßte. Der alte Mann sah über den Brillenrand und erkannte mich sogleich. Er legte die Bastfaser, die er eben knüpfen wollte, in seinen Rosenstrauch und kam mir an die Gartentür entgegen, ohne Hast und Eile, jedoch mit warmer Freude in den ernstesten Zügen.

„Nun, Hansel, bist du wieder mal in der Heimat?“ fragte er. Es war noch derselbe Tonfall in der Stimme wie damals, als ich mit meiner Schiefertafel zu ihm kam.

„Grüß Gott, Herr Oberlehrer!“ sagte ich und beugte mich über die runzlige Hand des Alten. Da fiel mir erst auf, wie gebrechlich er geworden war. Wie ein verhaltenes Weinen lag es ihm um Mund und Augenlider. „Herr Oberlehrer!“ rief ich, „Sie haben sich sehr verändert“.

„Wie alles sich hier verändert hat, mein Kind! Wir stehen eben auf schwankendem Grund. Gott weiß, ob wir fallen!“

„Was ist denn geschehen?“ fragte ich bestürzt.

„Kommen Sie, Herr Hans, wir wollen in die Stube gehen!“ sagte Oberlehrer Bartl und sah mißtrauisch nach beiden Seiten der Straße.

Drinnen im Flur drückte er mir nochmals die Hand und sagte dann gepreßt: „Hans, deine alte Schule wird geschlossen“.

„Was?“

„Ja, die Behörden haben sie aufgelassen. Wir haben nur noch knappe zwanzig Kinder. Weißt du, in diesen Hunger-

zeiten wachsen halt wenig Kinder. Der Staat muß aber sparen, schrieben sie.“

„Und unsere Kinder? Was soll aus den Kindern werden, Herr Oberlehrer?“

„Die sollen künftig nach Obergrund zur Schule gehen.“

„Nach Obergrund?, das ist ja ein Weg von fast einer Stunde. Und der Weg geht über den Eichberg hinüber, wo im Winter der kalte Ostwind pfeift. Dort oben ist doch vor zwei Jahren ein Fuhrmann im Schneesturm erstoren . . .“

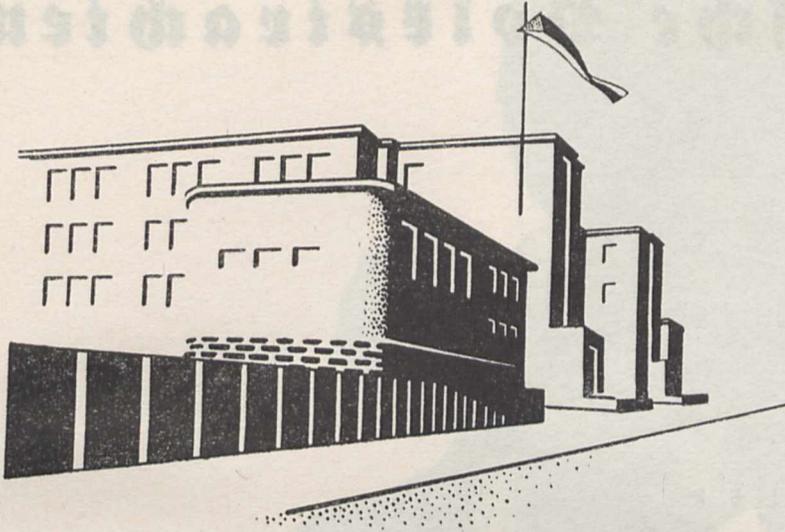
Oberlehrer Bartl öffnete stumm die Tür des niedrigen Klassenzimmers und trat ein; ich folgte ihm leise.

Die alten Bänke standen immer noch da, bedeckt mit Tintenklecksen, zerstoßen und zerschneit. Vorn die große Wandtafel kannte ich auch noch, und jetzt waren wieder Buchstaben auf ihr geschrieben, ein i und ein n, immer noch mit derselben klaren Schrift, nur die Haarstriche schienen gegen früher etwas zu zittern. Ich setzte mich wieder auf meinen Platz, auf dem ich dazumal als Kind gefessen.

„Es ist halt traurig“, seufzte Oberlehrer Bartl, „traurig für uns kurzlebige Menschen, wenn wir trotz unserer Gebrechlichkeit das überdauern, was wir für ewig hielten. So wie ich jetzt meine Schule überdauern muß. Gerade morgen hätte sie wieder begonnen nach der langen Sommerunterbrechung. Und nun gehören meine Kinder nach Obergrund, nicht mehr mir. Ich will sie morgen selbst hinüberführen, der letzte deutsche Lehrer dieses Dorfes!“

„Ich komme mit, Herr Bartl!“

Am nächsten Morgen wartete ich pünktlich vor der Schule. Fröstelnd und verschlafen kamen die Kinder aus den Häusern, die ganz kleinen, die zum erstenmal zur Schule gingen, klammerten sich scheu an die älteren Geschwister und blickten mit fragenden Augen zur Mutter zurück, die noch in der Haustür stand und winkte.



Jetzt trat Oberlehrer Bartl auf die Straße, und als die Kinder ihn sahen, scharten sich alle um ihn.

„Wir haben einen weiten Weg vor uns, Kinderchen!“ sagte er und nahm die beiden Jüngsten an die Hände. Die anderen folgten. Kein Lachen klang aus dem Zug, man sah nur verstörte Gesichter.

Der Weg nach Obergrund führt erst zwischen Felder und dann durch schütterten Tannenwald und steigt endlich zum kahlen Kamm des Eichberges empor. Sie zogen also die Bergstraße hinauf, erst zwischen Wiesen und Feldern. Je höher sie kamen, desto öfter blieben die Kinder stehen und sahen zurück und wunderten sich, daß die weißen Häuser immer kleiner wurden und man sogar auf die Turmspitze herabblicken konnte. Mitten auf der hellen Dorfstraße stand eine Frau und hielt die Hand über die Augen, um besser zu sehen. Die Kinder stritten, wessen Mutter das war.

Dann nahm sie alle der Wald unter den Saum seines grünen Mantels, und das Dorf verschwand. Draußen blies schon der erste Hauch des Herbstes wehmütig über die Stoppeln, hier im Walde war es aber noch still. Zwar hingen schon weiße Fäden in den Bäumen, doch die Hummeln summten über dem Thymian, der duftend am Waldrand blühte.

Dann begann die große Steile zum Kamm des Eichbergs hinauf. Die Kinder kletterten über das Steingeröll, um die Windungen der Straße abzuschneiden, bis sie auf eine Lichtung kamen, die von zerzausten Tannen eingerahmt war. Oberlehrer Bartl setzte sich ermüdet auf einen der Steine, die Kinder standen still um ihn, mit der Schiefertafel unter dem Arm.

„Es ist erst der halbe Weg!“ sagte er. „Und heute, Kinder, war es noch leicht, heute blühen noch die Blumen und die Sonne wärmt noch die Felsen. Aber dann kommt der richtige Herbst und jagt den Regen über das Gebirge, das

rauscht und klatscht gegen eure Wangen. Und dann, dann kommt einmal der weiße Schnee und liegt gefroren, scharf und tief gefroren, und die klingende Kälte kommt bis in eure Fäustlinge gekrochen . . .

Ich werde, solange meine müden Gelenke mich tragen, immer mit euch gehen, liebe Kinderchen! Und da wollen wir gleich morgen ausrechnen, wieviel Schritte es sind bis Obergrund. Und wieviel das in einem Monat ausmacht und in eurer ganzen Schulzeit! Diese Zahl sollt ihr euch dann sehr gut merken, Kinder! Nicht vergessen! Sie wird groß sein, diese Zahl! Aber genau so viel wird euch dann wert sein, was ihr euch verdient habt, durch so viele Schritte bei Frost, Nebel und Wind.

Kinder, meine lieben Kinder! Ihr müßt es tragen. Der Herr wird eure Wege stärken.“

Die Kinder hatten atemlos gelauscht, und man sah die Nachdenklichkeit auf den klugen Gesichtern.

Der alte Oberlehrer nahm wieder seinen Stock zur Hand und sagte: „Wir müssen weiterwandern, sonst kommen wir zu spät zum Unterricht. Doch wollen wir zuvor dem lieben Gott ein Lied singen, das er wohl leiden mag. Kinderchen, steht alle auf! Du, Sophie, und ihr Großen singt den Sopran, wir zwei Alten werden die Bässe halten . . . zwei, drei!“

Und mit seiner tiefen Stimme begann er:

„Wir treten zum Beten, vor Gott, den Gerechten,
Er waltet und haltet ein strenges Gericht . . .“

Die kleinen Stimmen fielen ein, immer lauter, heller, und jetzt redeten sich alle, und dem alten Oberlehrer Bartl stürzten die Tränen über die Wangen —

„Sein Name sei gelobt, er vergift uns nicht!“

Aus „Volk und Leben“, eine Sammlung
judetendeutscher Dichtung. Adam-Kraft-Verlag.

Sudetendeutsche Volkstrachten

VON WALTHER STELLER

Friedrich Hottenroth beginnt den Abschnitt „Deutsch-Böhmen“ seines Werkes über die deutschen Volkstrachten vom 16. bis zum 19. Jahrhundert mit den Worten: „Wenn sonst Gebirgszüge die Völkerstheide bilden, für Böhmen trifft dies nicht zu; im Süden und Westen greift der bayerische Stamm weit über den Kamm des Böhmerwaldes hinüber, im Norden und Nordosten der sächsische und schlesische über Erz- und Riesengebirge“. Dieser stammeskundlichen Feststellung folgt sodann der Hinweis, daß dieser Zusammenhang mit dem gesamtdeutschen Volksgebiet sich auch in der Kleidung äußert, daß auch die sudetendeutschen Volkstrachten ihre Verbundenheit mit den benachbarten reichsdeutschen Volkstrachten zeigen, ja, daß wir auch, so betont bereits Hottenroth, eine Abhängigkeit der „tschechischen Nationaltrachten“ vom deutschen Vorbild feststellen können. Mit anderen Worten: wir beobachten auch im böhmischen Geviert wie im weiteren Ostraum, daß das deutsche Kulturgut seit dem Mittelalter gebend gewirkt hat, und können diesen Zug auch für die Volkstracht belegen.

Wenn wir die Hänge des Riesengebirges nach Süden zu unseren deutschen Stammesbrüdern hinabsteigen, so finden wir eine Übereinstimmung der Trachten, soweit wir sie kennen. Wie im reichschlesischen Gebirge war auch am Südrand der Sudeten die Tracht im Abklingen, bis in unseren Tagen die Volkstracht wieder in ihrem Wert als heimatbindendes Volksgut erfüllt und mit neuem Leben erfüllt wird. Das führt zu einer Neubewertung der Tracht, soweit sie noch erhalten blieb, oder auch zu Neuschöpfungen. Mit einer solchen bewußten Neugestaltung ist auf sudetendeutschem Boden das Kuhländchen im Quellgebiet der Oder vorausgegangen. Von der Bundeskanzlei Neu Titschein ist Anregung und Beschreibung einer „zeitgemäßen Kuhländler Tracht“ ausgegangen, und farbige Vorlagen, die vom Verlag Bundesbezirk „Kuhländchen“ des Bundes der Deutschen verbreitet werden, werben für den Gedanken

einer wiederbelebten Tracht, die, wenn sie „den Wandel der Zeiten und Anschauungen sowie die geänderten industriellen und wirtschaftlichen Verhältnisse“ berücksichtigt, doch auch „den Zusammenhang mit der Vergangenheit und ihrer historischen Überlieferung nicht zu verlieren“ sich bemüht. Das Kuhländchen ist in der glücklichen Lage, durch die Aufzeichnungen von Stefan Weigel und die Bilder des Malers Kledensky u. a. eingehende Nachricht von seiner Tracht des 19. Jahrhunderts zu besitzen. So zeigt uns auch eine Plastik von Franz Barwig ein tanzendes Kuhländler Bauernpaar in ihrer kennzeichnenden Tracht, wobei uns der Dreispitz des Mannes besonders auffällt.

Während wir im sudetendeutschen Trachtenraum als Kopfbekleidung der Frauen und Mädchen die verschiedenartigsten Haubenformen antreffen, tragen die Bewohnerinnen der Brünner Sprachinsel und des Schönengstgause ein geblümtes Kopftuch. Damit berühren wir einen Streitpunkt der Trachtenforschung. Rose Julien äußerte (1912) die Ansicht vom „slawischen Kopftuch“, während die tschechische Forscherin Marie Lábek der Meinung ist, daß die tschechischen Gegenden das Kopftuch erst von den deutschen Frauen übernommen hätten: „Die deutschen Frauen . . . banden auf die böhmischen Hauben bunte, gekaufte Tücher, sei es seidene oder bedruckte baumwollene, welche um die Mitte des 19. Jahrhunderts auch in den tschechischen Gegenden in Aufnahme kamen . . . Sie wurden entweder eng zusammengelegt oder sehr künstlich turbanartig um den Kopf gebunden, besonders in den deutschen Gemeinden.“ Die völkische Zuweisung eines Trachtenstückes, wie es die deutsche Forscherin Rose Julien tut, sieht das Herkunftsproblem der Volkstrachten falsch und urteilt übereilt. Die tschechische Forscherin hat empfindungsgemäß den gegenwärtigen Eindruck. Ihren Ausführungen können wir jedenfalls soviel entnehmen, daß das Tragen des Kopftuches zunächst bei den deutschen Frauen begonnen wurde und sodann auch in tschechischen Gegenden in Aufnahme





S U D E T E N S C H L E S I S C H E V O L K S -



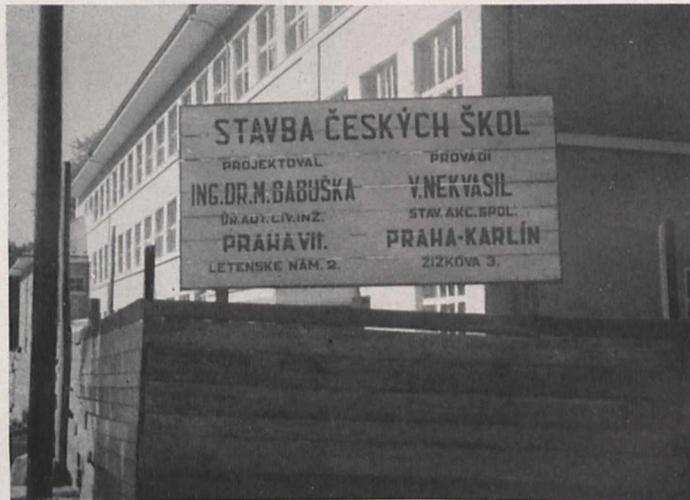
HAUBEN AUS DEM TESSTAL

BRAUNAUER FESTTRACHT



T R A C H T E N





ÖFFENTLICHE BAUTEN IM
DEUTSCHEN REICHENBERG
WERDEN AUSSCHLIESSLICH
AN PRAGER TSCHJECHISCHE
FIRMEN VERGEBEN

NOT SCHAFFT EINIGKEIT

gekommen ist, d. h. daß auch in diesem Zug der deutsche Bevölkerungsteil nach der Aussage der tschechischen Darstellung beispielgebend gewirkt hat. Eine ethnologische Zuweisung „slawisch oder deutsch“ zu treffen, heißt bereits die Frage falsch stellen. Wir können vielmehr nur so urteilen: Auch die Volkstrachten haben ihre Veränderungen, ihre „Moden“. Von einer bestimmten Zeit ab kommen die Kopftücher in den Volkstrachten in Anwendung, sowohl im deutschen, als auch im slawischen Bereich. Ethnologische Zuweisungen sind unbegründet und falsch. In einigen Gegenden bleibt der Brauch der Haube als Kopfbedeckung von dieser neuen „Mode“ unberührt, in anderen verdrängt das Kopftuch die Haube vollständig. Das ist aber nicht nur in slawischen Gebieten der Fall. Den Übergang zeigen die Gegenden, in denen das Tuch zum Schutze oder zum besonderen „Staat“ über die Haube gelegt wird. Auch hierfür haben wir in Schlesien in der Gegend von Wittichenau bis Bauken (Sachsen) ein Beispiel. Schließlich bleibt dann die durch das Tuch verdeckte Haube ganz weg. Aber jeder „Mode“-brauch zeitigt seine Launen. Und so wird das einfach diagonal geteilte und über den Kopf gelegte Tuch als zu schmuck- und formlos empfunden und wird schließlich in kunstvoller Form zusammengefaltet und so gelegt, daß es haubenförmig den Kopf umschließt. Ansätze hierfür zeigen die Frauen der Brünnener Sprachinsel und des Schönhengstgaues. In besonders schöner Form werden solche Tücher um den Kopf der Nordfriesin auf Höhe gewunden, und sie haben eine malerische und doch groteske Bildung im Spreewald erfahren, wo helle Seidentücher über ein Pappgestell gebreitet werden, um die schönen Stickereien deutlich zur Geltung zu bringen. Man hat diese Spreewälder „Hauben“, die keine sind, als „uralt“ oder als „echt wendisch“ oder „slawisch“ beurteilt. Nichts davon ist zutreffend. Das zur Spreewälder Haubenform gelegte Tuch wird erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts üblich, bis dahin finden wir bis in den Spreewald hinein eine Haube, die der schlesischen Barthaube ähnelt; das Aufkommen des Kopftuches teilt die Spreewälder Tracht mit vielen anderen deutschen Trachten, wie z. B. auch der früher Tracht Nordfrieslands. Die Entwicklung zu der bekannten Groteskform ist jedoch die Sonderart dieses Gebietes.

Den Zusammenhang der Egerländer Trachten mit den reichsdeutschen hat Josef Hanika behandelt (Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 1929). Für die „Ostgrenze des Böhmerlandes, zwischen Reichenberg und Olmütz, längs der deutsch-schlesischen Grenze“ können wir wieder auf Hottenthal, den ich hier anführe, verweisen: „Der Anzug war zu der Zeit, von der wir reden, durchaus deutsch, ja noch vielfach so, wie ihn der deutsche

Bauer schon am Ende des 15. Jahrhunderts getragen hatte“. Von dem südöstlichen Teil dieses Gebietes, dem Kuhländchen, und dem Südhang des Riesengebirges haben wir schon gehandelt. Aber auch das Braunauer Ländchen, zwischen dem Landeshuter Kamm und dem Westrand der Grafschaft Glatz, zeigt in seinen Volkstrachten die ungebrochene Einheit mit den benachbarten Formen auf reichsdeutschem Boden. Tracht wurde hier zum Ausdruck des Bekenntnisses zum schlesisch-deutschen Stammestum, als bei der Braunauer Kulturwoche in vielstündigem Zug um den Marktplatz die Bewohner des Ländchens in ihrer Tracht mit den Schlesiern von diesseits der Berge sich begegneten.

Innerhalb des gesamtdeutschen Rahmens haben wir kennzeichnende Unterschiede der einzelnen Gruppen. Unter ihnen hat das Teßtal eine besonders schöne und eigenartige Haubenform entwickelt. Es sind die schwarzen Crepinhauben, deren Form als Goldhaube in reicherer Ausführung wiederholt wird und die als höchster Staat und Stolz auch von den reichen Bürgersfrauen der Stadt (Mährisch-Schönberg) getragen wurden. Manche besaßen drei, die in einer eigenen Truhe aufbewahrt wurden. Oder man zog sie über sogenannte Haubenstöcke, die nach Modell, d. h. nach der Kopfform, gearbeitet waren. Oft gab man diesen Haubenstöcken Gesichtszüge, und wer will, mag in ihnen eine porträtähnliche Wiedergabe der Haubenträgerin erkennen. Auf und nach diesen Holzmodellen wurden dann die Hauben gefertigt, und nach Gebrauch stülpte man sie darüber, um sie so in der „Glaservante“ aufbewahrt gleichzeitig zur Schau zu stellen. Die Form dieser Hauben kann ungefähr so beschrieben werden, daß der vordere Teil ein breiter Drahtschirm ist, der bei den Goldhauben mit weißer, bei den Crepinhauben mit schwarzer, handgestrickter Tüllspitze überzogen ist. Daran schließt sich der in Gold oder Silber reich gestickte Haubenboden, über dem sich die röhrenartige Haube erhebt, bestehend aus einem mit Gold oder mit feiner schwarzer Posamenterie überflochtenen Drahtgestell. Die Größe der Haube ist beträchtlich; die vordere Spitzenbreite mißt bis 16 Zentimeter, der Kopf ist bis 32 Zentimeter hoch und das Rund des vorderen Schleierrandes ist 115 Zentimeter am unteren Saum. So entsteht ein Kunstwerk von hohem materiellem Wert und eigenartiger Schönheit, das auch uns durchaus kleidsam erscheint. Zum Vergleich wäre etwa an die Form der Villinger und der Linzer Hauben zu erinnern. Die Haubenböden sind auf größere Haarfülle berechnet; die Haartracht bestand aus schlichten, zu Achter- oder Nestform gesteckten Zöpfen. Von dieser feiertäglichen Sonderform der Frauenhaube abgesehen, finden wir im Teßtal die auch im übrigen Schlesien, z. B. in der benachbarten Grafschaft

Glaz, bekannten Sommer- und Spitzenhauben und die in der kalten Jahreszeit getragenen Pelz- und Kommodenhauben. Die erste davon ist ein Prachtstück mit reicher Gold- und Silberstickerei auf hellem Haubenboden, vorn mit zwei Spitzen aus gelber Seide und Goldfäden gewirkt, am vorderen Rand mit Pelz (dem „Hasenpulz“) eingefasst. Die zweite Haube aus dunkelbraunem Samt zieren zwei Spitzenreihen aus gelber Seide und Gold, der vordere Rand ist weißer gesteifter und gefältelter Tüll mit lose darübergelegter schwarzer Spitze. Beide Hauben sind mit breiten Nackenbändern versehen und werden unter dem Kinn mit lang herabhängender Schleife gebunden. Die Kopfbedeckung der Mädchen, die sie zur Kirche und zu feierlichen Gelegenheiten tragen, die „Feiernappeln“, sind enganliegende Häubchen, vorn am Gesicht mit breiten gesteppten Seidenstreifen; der Haubenboden zeigt entweder handgesteppte Seide oder goldenen, weißen oder grünen Brokatstoff mit leuchtender Gold-, flitter- oder Seidenstickerei. Die Harmonie der Farben, weinrot oder altblau, gold und grün, grün und dunkelgrün, weiß mit Gold und farbiger Stickerei, wird vervollständigt durch das bunte Muster der breiten Nackenbänder. Wie die Alten, so auch die Jungen. Den kostbaren Hauben der Erwachsenen in Form und Stoff gleich erhält schon der Täufling sein Häubchen aus gestickter Seide, Spitzen, Brokat oder eine schwere Goldhaube.

Die Frauenkleider waren zumeist aus Kattun, es gab aber auch solche aus einem dünnen Schafwollstoff, eine Art Voile, aus Battist und Seide. Letztere wurde immer nur von Frauen getragen. Bevorzugt wurde „schillernde“ Seide, „changeant“, wie wir's oft zu bezeichnen pflegen, „wandelnde“ Seide, wie es drüben der Volksmund nennt. Bei den Waschstoffen wählte man gern Muster von blumigen Streifen oder das äußerst beliebte Korallenmuster. Die Farben waren — und darin liegt ein besonderer Reiz und eine anmutige Eigenart dieser bäuerlichen Tracht — niemals grell oder schreiend und aufdringlich, sondern abgetönt und wechselten zwischen lila und braun, auch rosa, blau und grün. Rock und Mieder, das „Leibel“, waren immer aus demselben Stoff. Der Rock bestand aus fünf Stoffbreiten, „Blätter“ genannt, und diese ganze Stoffhülle war in der Hüfte, um den Schluß, in enge Fältchen gereiht. Der Rock ließ die Füße frei und war unten ringsum mit einem handbreiten Leinen- oder Kattunstreifen, dem sog. „Blech“, besetzt; den äußersten unteren Saum bildete eine Anstoßschnur in der Farbe des Stoffes. Die Grundform des Leibels bestand immer aus festem Leinen, es war rückwärts fest anliegend und vorn zum Schnüren eingerichtet. Der Oberstoff des Leibels war rückwärts entweder glatt und geschweift oder zeigte aufgenähte Fältelung mit kleiner Schwebbe. Der Vorderteil des Leibels war

immer in Fältchen gezogen und mit Bändchen (Zugleibel) versehen. Es wurde vorn mit „Hafteln“ und „Schlingeln“, mit Bändchen oder seltener mit Knöpfen geschlossen. Der Gürtel bestand mitunter aus einem seitwärts eingenähten Stoffstreifen, der vorn über der Schürze zu einer Masche verknüpft war. Der Hals war frei — ein unbedingter Vorzug dieser Volkstracht im Vergleich zu der überwiegenden Zahl anderer Trachten mit enganliegenden, hochgeschlossenen Kragen — und stets rund ausgeschnitten. In der Stadt trug man zu einem kleineren Halsausschnitt sog. „Schmislen“, kleine Einstecker mit gestickter Halskrause. Die Ärmel waren zumeist anliegend und am Handgelenk eingereiht, jedoch wurden auch andere Formen getragen. Über die Kleider band man schillernde grüne oder braune Seidenschürzen mit anspruchslosen schmalen Bindebändern. Weiße Strümpfe und schwarze ausgeschnittene Lederschuhe vervollständigten diese Teftaler Tracht. Als Schmuck legte man ein kunstvoll gesticktes „Dreiecktüchel“ aus Tüll, Batist oder Leinen über das Leibel, zierte den freien Hals mit einer Kette, die eine Schleife mit Kreuz als Anhänger zeigte, oder trug Ketten aus Bernstein, Granaten oder Goldgliedern, während auf dem Lande der Silberschmuck bevorzugt wurde; zu der Halskette traten dann silberne, lange, hängende Ohringe hinzu. Im Winter trugen die Frauen warmgefütterte „Spencer“ aus Tuch oder Seide mit großen wattierten Schinken- oder Keulenärmeln. Die Spencer reichten nur bis knapp zur Taille und hatten rückwärts eine mehrfach gelegte Kuschel, das sogenannte „Stöfel“.

Als Umhängetuch der Frauen und Mädchen wurden die sog. Delain-Tücher getragen, die mit den schönsten Mustern bedruckt und mit Fransen eingefasst waren, und die man im Dreieck zusammenlegte; daneben waren auch schwerere „eingearbeitete“ Tücher mit eingewebtem, türkischem Muster im Gebrauch.

Diese Tracht des Teftales muß in ihrer letzten Stufe eine der geschmackvollsten und formschönsten Volkstrachten gewesen sein.

Die Männertracht ist auch hier wie anderswo eher der allgemeinen städtischen Kleidung gewichen. Soweit wir Nachrichten oder überlieferte Funde haben, zeigen sie die Kennzeichen der auch sonst in Schlesien üblichen Männertracht. Wie in anderen Volkstrachten waren auch hier kniehosen aus schwarzem, grauem oder gelbem Leder gebräuchlich, zu denen man weiße Strümpfe und schwarze Halbschuhe (Schnallaschuh) trug, oder man zog Stiefel an, wobei dann die langen Hosen in die Schäfte gesteckt wurden. Für den Burschen trat dazu der braune, grüne oder blaue Janker, alles in ziemlich dunklen Farben gehalten, und die bunte Weste.

TSCHECHEN

im Angriff

V O N E R W I N A . W I T T E K

„Das Grenzlandproblem ist nicht nur eine soziale Frage, das Grenzlandproblem ist die Rückgewinnung mehr als eines Drittels unseres Vaterlandes in die Hände des eigenen Volkes. Das Grenzlandproblem ist die Besiedlung dieses Drittels mit Leuten aus unserem Volke, ist die hinauschiebung der heutigen Sprachgrenze bis an die tatsächliche Landesgrenze, ist die Erbauung eines vollkommen starken, unüberwindlichen und verlässlichen Grenzgebietes, einer Festungslinie aus Menschen unseres Geschlechtes und unseres Blutes.“

Obrana Národa („Verteidigung der Nation“) v. 15. 4. 1936.

Diese ungeheuerlichen, den deutschen Lebensraum in der Tschechoslowakei tödlich bedrohenden Forderungen der tschechischen Zeitung — des Organs der Legionäre — sind zunächst verkörpert in den tschechischen Volkstumsorganisationen, die sich zu Unrecht heute noch „Schutzverbände“ heißen, um damit ihre aggressive, d. h. tschechisierende Tätigkeit zu tarnen und sich als bloße „Verteidiger“ des tschechischen Volkstums hinzustellen.

Als die die tschechische Volkstumsorganisation vorbereitende Vereinigung ist wohl der „Sbor pro vědecké vzdělání řeči a literatury české“ (Vereinigung für die wissenschaftliche Pflege der tschechischen Sprache und Literatur) zu betrachten, der 1830 ins Leben gerufen wurde und dem schon am 1. Januar 1831 die Gründung der „Maticе česká“ (tschechischer Mutterverband, d. h. Volksschutzverband) folgte, an dessen Aufbau der tschechische Geschichtsschreiber Franz Palacký einen bedeutenden Anteil hat. Das tschechische Buch und das tschechische Theater trugen als erste die eigene Sprache festigenden Mittel dazu bei, das Volksbewußtsein im breiten tschechischen Volke zu verwurzeln. Die Lösung des tschechischen Nationaltheaters in Prag, das kurze Zeit später gegründet wurde, besagt viel: „Národ — sobě“ — „Das Volk — sich selbst“ — Ausgehend von der tschechischen Geschichtsschreibung erschienen in den nächstfolgenden Jahrzehnten eine Reihe volkshund-

licher Schriften führender Persönlichkeiten; die Gründung der tschechischen Akademie der Wissenschaften bedeutet eine weitere wichtige Stufe; die Volks- und Geselligkeitsvereine (Besedy) werden die Pflegestätten der völkischen Eigenart in Tracht, Tanz, Brauchtum und Sprache. Dabei ist bezeichnend, daß die ersten dieser Geselligkeitsvereine auf sudetendeutschem Boden in Reichenberg (1863) und Saaz (1866) geschaffen wurden. Nach der Gesetzgebung des österreichischen Reichsvolksschulgesetzes vom Jahre 1869 wird der tschechische Schulförderungsverband (Maticе školská) 1872 in Olmütz, 1873 in Budweis, 1878 in Brünn, 1880 in Znaim und Leitmeritz ins Leben gerufen. Es ist eine Verdrehung der Tatsachen, wenn tschechischerseits dieser „Maticе školská“ die Rolle eines Schulschutzverbandes zugesprochen wird, angeblich, um sich vor der Überflutung des tschechischen Sprachgebietes mit deutschen Schulen zu schützen. Richtig ist vielmehr, daß das österreichische Reichsvolksschulgesetz den verschiedenen Nationen eine Handhabe für deren freie Entfaltung brachte, die schon um 1880 das junge deutsche staatliche Schulwesen zu gefährden begann und die Deutschen zur Selbsthilfe zwang. In diese Zeit fällt die Gründung des „Deutschen Schulvereins“ (13. Mai 1880).

Aber die Tschechen betrachteten diese Selbsthilfemaßnahmen der österreichischen Deutschen als Angriff gegen ihre Ausbreitung, und sie antworteten am 5. Dezember desselben

Jahres mit der Gründung eines Zentralverbandes tschechischer Schulvereine (Ustřední matice školská), dessen Vorsitz der Schwiegersohn des „Vaters des Volkes“, Palacký, der väterlicherseits deutsche Abkomme Dr. Fr. Ladislaus Rieger übernahm. Es muß hier festgestellt werden, daß diese Zentrale tschechischer Schulvereine mit außerordentlicher Zähigkeit, Gewandtheit und einem beispielgebenden Opfermut ihre Arbeit volkstümlich und wirksam zu machen wußte, und ohne sonderliche Rückschläge auch den Weltkrieg gut überdauerte.

Kurze Zeit nach der Gründung des tschechischen Zentralverbandes der Schulvereine wird dieser mehr die Schule und das Bildungswesen der Tschechen fördernden Einrichtung die „Narodní Jednota“ (tschechische Nationalvereinigung) an die Seite gestellt, die die tschechische Volksorganisation in allen Landschaften der Sudetenländer verkörpert und die wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben des tschechisch-mährischen Volkes organisiert. 1884 wird die Nationalvereinigung des Böhmerwaldes, 1885 die Nationalvereinigung Nord-Böhmens, 1885 die Nationalvereinigung Südwest-Mährens, 1898 die Nord-Mährens, 1906 die Schlesiens organisiert. 1920 erfolgte die Gründung der „Slovenska Liga“ in der Slowakei, die der tschechischen Jednota an die Seite zu stellen ist. Der nationalpolitische Spitzenverband der Jednoty wird der tschechische Nationalrat, der gleichzeitig das Vollzugsorgan für die tschechische Staatsgründung ist. Die nicht-staatsoffizielle tschechische Volkstumsarbeit der „Matic“ und „Jednoty“ hat ihre Spitze in dem „Svaz nar. Jednota Matic“. Mit dem Tag der Machtübernahme des tschechischen Nationalrates als Nationalregierung der „Tschechoslowakischen Republik“ gewinnen die tschechischen Nationalvereine und Schulverbände einen starken Auftrieb. Sie werden offiziell die Träger der Aufgabe, den tschechischen Nationalstaatsgedanken volkstumpolitisch, d. h. die früher zitierten Forderungen der „Obrana Národa“ folgerichtig zu verwirklichen. Tschechische Schulbauten, insbesondere im „verdeutschten Gebiet“, d. h. im sudetendeutschen Volksgebiet und im hultschiner Ländchen, werden von der zuständigen Matice mit Staatsgeldbeihilfen erbaut, um später als Staatschulen übernommen zu werden. Diese Paläste sind offensichtlich nicht nur Schulbauten; sie sollen gleichzeitig die Macht des Tschechentums protzig verfinnbildlichen. Die ins Sudetendeutsche Gebiet auf Grund der „Bodenreform“, des „Sprachgesetzes“ und des „Beamtenabbaues“, der „Staatsverteidigung“ und aus anderen tschechisch-nationalen Eroberungsabsichten als Minderheitsschullehrer, Eisenbahner, Gendarme, Postangestellte usw. versetzten tschechischen Staatsbeamten stellen in der Regel nur einen Bruchteil der Kinder-Mindestzahl

für die tschechischen „Privat“-Schulen. Hier setzt die Werbe- und Verführungsarbeit der „Matic“ und „Jednoty“ ein, die gefinnungsschwache, arbeitslose oder vom Staate abhängige deutsche Eltern mit Drohungen und Versprechungen zwingt, ihre Kinder in die tschechische Schule zu schicken, die Lücken dieser Schulen zu füllen und gleichzeitig deutsche Schulklassen zu gefährden. Es ist keine Seltenheit, wenn dann die deutsche Ortschule in einem Orte mit z. B. 900 ansässigen Deutschen und 100 zugezogenen tschechischen Kolonisten von 4 auf 2 Klassen mit einer unverhältnismäßig hohen Kinderzahl zusammengelegt und die tschechische Schule von einer auf 2 Klassen erweitert wird. Aus einer Meldung der „Beskiden-Zeitung“ vom 15. September 1937 geht hervor, daß im Schuljahr 1936/37 9715 Kinder deutscher Nationalität, d. s. 2,9 Prozent aller Volksschüler der Volksschulen in der Tschechoslowakei tschechische Volksschulen und 6412 deutsche Kinder, d. s. 7,2 Prozent aller Bürgerschüler des Staates, tschechische Bürgerschulen besuchen. (Die Bürgerschule entspricht etwa der Mittelschule im Reich.)

Der „Volkswart“ vom 16. Juni 1937 bringt eine Übersicht über die Entwicklung der höheren tschechischen Schulen im sudetendeutschen Gebiet (d. s. Gymnasien, Realschulen, Lehrerbildungsanstalten u. a.). Nach dieser Meldung sind je ein Realgymnasium und ein Reformrealgymnasium in Aussig, Reichenberg, Böhmisches-Leipa, Leitmeritz, Brüx, Dux, Neutitschein und Trautenau geschaffen worden. Tschechische Realgymnasien gibt es in Troppau, Sternberg, Mährisch-Schönberg; Privatrealgymnasien, die demnächst in staatliche umgewandelt werden sollen, bestehen in Tetschen, Eger, Komotau und Böhmisches-Krummau.

Die „Matic školská“ wird in allen Landschaften durch die „Narodní Jednoty“ folgerichtig unterstützt. Ihre Aufgabe ist in erster Linie die wirtschaftliche Sicherung und Ausbreitung des tschechischen Elementes in den sudetendeutschen Grenzgebieten. Dabei wird einerseits der Vorstoß von der Sprachgrenze aus langsam vorgetrieben, andererseits durch Kolonisation, Ansehen von Gewerbetreibenden und kinderreichen Staatsbeamten das geschlossene sudetendeutsche Volksgebiet mit tschechischen Gemeinden durchlöchert, die in der örtlichen „Narodní Jednota“ ihre beobachtende und zersetzende Tätigkeit entfalten.

Beweise für die sich gegenseitig ergänzende Kleinarbeit der „Narodní Jednota“ und „Matic“ liefern deren verschiedenen Berichte über den Vormarsch der tschechischen Volkstumsarbeit, z. B. im schlesischen Raum etwa zwischen dem Beskidenvorland und dem Gläser Schneeberg.

Die „Maticе Opavská“ (Troppauer Maticе) feierte im Sommer 1937 ihren 60jährigen Bestand. Sie umfaßt 65 Ortsgruppen und erhält selbständig fünf gewerbliche Fortbildungsschulen, eine Musikschule, ein ständiges Kino in Troppau und ein tschechisches Wanderkino. In dem Bericht über ihre Tätigkeit wird hervorgehoben, daß der tschechische Vormarsch durch Ankauf vieler deutscher Realitäten (Hausgrundstücke, Waldgebiete, landwirtschaftliche Besitztü) die Voraussetzungen zur Kolonisation geschaffen hat. Es werden vor allem eine Reihe von Gemeinden in dem gefährdeten Sprachgrenzkreis Wagstadt genannt, wo es gelang, tschechische Minderheitsschulen anzusetzen; das gleiche wird von dem fast zur Insel gewordenen Troppau und seinem kleinen deutschen Hinterland berichtet, das bis Jägerndorf und darüber hinaus in Richtung Freudenthal mit tschechischen Kolonistengemeinden durchlöchert ist. Mehrere Schlösser und Großgrundbesitztü, die im Zuge der Bodenreform in tschechische Hände übergingen, ermöglichten den Einsatz vieler tschechischer Familien mit einem Schlage. — Auf der anderen Seite wird der Bestand der 8000 Bände starken tschechischen Bibliothek der „Maticе Opavská“, die Gründung und Entwicklung des tschechischen Gymnasiums und die Schaffung der heute bedeutenden Druckerei „Slezká Grafia“ in Troppau hervorgehoben und der Plan von neuen Schulgründungen (Handelsakademie in Troppau, Gründung einer tschechischen Realschule usw.) erstlich erörtert. Im benachbarten Jägerndorf wurde im Herbst 1937 ein tschechisches Gymnasium eröffnet, trotzdem die Stadt nach der Volkszählung von 1930 zu 96,5 v. H. deutsch ist.

Während das Altvatergebirge von der schlesischen Seite her verhältnismäßig starken Widerstand gegen das Vordringen der Tschechen leistet — es gelang den Tschechen lediglich in Klein Mohrau am Südost-Abhang des Altvaters ihre Position zu stärken —, wird der Vormarsch von der nordmährischen Seite her erfolgreich vorgetrieben. Mährisch-Schönberg, die größte Stadt Nord-Mährens am Ausgang des Teptales, ist starken tschechischen Angriffen ausgesetzt. Insbesondere wächst die Zahl der tschechischen Gewerbetreibenden ständig. Im Mährisch-Schönberger Kreisgebiet arbeiten 35 Ortsgruppen der „Narodní Jednota“ mit 2752 Mitgliedern (größtenteils Staatsbeamte) an der systematischen Tschechisierung dieses deutschen Bezirkes Nord-Mährens und des Teptales, wo in Bad Groß Ullersdorf im Jahre 1934 eine tschechische Schule eröffnet und eine „Jednota“ gegründet wurde. Ebenso liegt der Kreis Mährisch-Neustadt im tschechischen Sperrfeuer der Kolonisation. Auf 240 Mehen Ackerland in Rugezd wurden kürzlich wieder acht kinderreiche tschechische Familien angesiedelt, um diesen deutschen „Kriegel“ im tschechischen Korridor zum Schönhengstgau hin endgültig unwirksam zu machen. Das

deutsche Grenzgebiet um Grulich und Mährisch-Altstadt ist auch schon von tschechischen Minderheiten durchlöchert. Ebenso wird auch von Müglitz und Brüsa (in Schönhengst) her, der Angriff vorgetrieben. Die Hauptposition des Deutschtums in Nord-Mähren — Olmüt — müßte ihre Rolle praktisch längst an Mährisch-Schönberg abtreten, wenn auch der Sitz des nordmährischen Gaues des Bundes der Deutschen heute noch Olmüt ist.

Dem schwersten Angriff ist wohl aber das gewerbefleißige und landwirtschaftlich außerordentlich fruchtbare Kuhländchen mit seinem Hauptorte Neutitschein ausgesetzt. Diese vierfach gelappte Sprach-Halbinsel hängt nur durch das Odertal mit dem geschlossenen Sprachgebiet um Odrau-Wigstadt zusammen. Von Glockersdorf und Dittersdorf (Bezirk Wigstadt) aus wird seit Jahren das schmale deutsche Verbindungsstück im oberen Odertal von den tschechischen Jednoty angegriffen. — Konzentrisch erfolgt seit Jahrzehnten der Angriff auf Neutitschein und seine deutschen Dörfer. Die einst blühenden deutschen Städte Stramberg, Freiberg, Mährisch-Weißkirchen sind längst tschechisiert. Neutitschein, das seine nationale Widerstandsfähigkeit in der Tätigkeit der deutschen Schutzverbände seit Jahr und Tag unter Beweis gestellt hat, soll, wie im Amtsblatt der „Narodní Jednota“ ein „Spektator“ schreibt, mit radikalen Methoden tschechisiert werden. Es heißt hier u. a.: „Es ist nötig, daß sich die neuen Bodenbesitzer bewußt werden, daß ihnen eine feste Grundlage zu weiteren Angriffen gegeben wurde, daß sie gemeinsam mit den tschechischen Gemeinden, die durch die Bodenreform bedeutend gestärkt wurden, zum entscheidenden Angriff auf alle Abschnitte vorgehen. Das deutsche Kuhländchen ist umzingelt und es ist notwendig, den größten Druck zur Erdrosselung seines Deutschtums zu entfalten. Längs der Bahnlinie, die gegen Osten führt, müssen wir uns ein Hauptverbindungsmitglied mit dem slawischen Osten sichern. Diese Arbeit hat eine Weltbedeutung. Es wurde die feste Grundlage unseres Aufmarsches zum Generalangriff auf das deutsche Kuhländchen erweitert, dessen Fall unabwendbar ist.“

Daß der Angriff des tschechischen Volkstums gleichzeitig ein Kampf um neuen Lebensraum und nicht nur die Erfüllung der Nationalstaatsforderungen ist, ist selbstverständlich. Dem tschechischen Volkstum kommt dabei die immer noch etwas höhere Geburtenzahl und sein angeborener Fanatismus zu Hilfe. Die sudetendeutschen Grenzlandmenschen, die in diesem wie in allen anderen sudetendeutschen Kampfabschnitten, besonders in den letzten 20 Jahren in verstärktem Abwehrkampf aus eigener Kraft

stehen, sind uns aber ein lebendiger Beweis dafür, daß die Tschechen trotz Einsatzes ihrer ganzen staatlichen Kraft einschließlich eines Großteiles deutscher Steuergelder einer größeren Täuschung unterlegen sind, wenn sie behauptet haben, die Deutschen seien politisch unmündig und deshalb nicht reif zur nationalen Selbstbestimmung oder Selbstverwaltung.

Die Sprachgrenzkämpfe machen es den Tschechen schwer, ihren Nationalstaat auszubauen und zu sichern. Die politisch geeinte und kulturell ausgerichtete sudetendeutsche Volksgruppe hat sich vom Warner zum entscheidenden Faktor der zukünftigen Raum- und Staatsgestaltung entwickelt, ohne daß sie offiziell als politische und kulturelle Macht von Staats wegen anerkannt ist.

NEUE JUGEND

An unsrem Wege standen nicht Paläste.
Wir wurden arm geboren. Unsre Not
Verdrängten keine lauten Freudenfeste.
Uns ward das Los gegeben: Schaffen oder Tod.

Da ward ein Glaube uns an hohe Sendung,
Ein reines Feuer ward in uns entfacht.
Wir wußten: Dieses Niederganges Wendung
Wird nur von opferndem Geschlecht gebracht.

Dem Volk, dem Land, der Stunde zu gehören
Gelobten wir und beteten das Licht
Herab mit Schwielenhänden, die uns ehren.
Die kleinste Tat war gern geübte Pflicht.

Doch beim Gesang der grünen Wipfelkronen,
Beim leisen Zittern heller Birkengerten
Erahnten wir, daß unsre harten Fronen
Des Segens großer Taten nicht entbehrten.

Wir wurden unter vielen Hammerschlägen
Stahlhart und groß, das Schwere zu vollbringen:
Das Leben nicht nach Glück und Gunst zu wägen
Und mit dem Licht der Tat die Not zu zwingen.

JOSEF SCHNEIDER

Aus „Ewiger Arbeitstag“, Adam-Kraft-Verlag 1937



DIE SCHLESISCHEN JAHRWEISER 1938

V O N L U D W I G P E T R Y

Immer wieder kann man seit Jahren bei persönlichem Meinungs-austausch wie bei öffentlichen Erörterungen in Rede und Schrift der bedauernden Feststellung begegnen, daß die mannigfachen Errungenschaften unserer Zeit den Niedergang so mancher alten und liebgewordenen Kulturgüter im Gefolge hätten und Fortschritte auf der einen Seite mit Verlust und Verzicht auf der anderen bezahlt werden müßten. So sei das Kino im Begriff, das Theater zu verdrängen, der Rundfunk werde dem Konzert den Todesstoß geben und was dergleichen düstere Voraussetzungen mehr sind. Sammelt man aber einmal unbefangene Beobachtungen zu dieser Frage, prüft man vorurteilslos die angeführten Gründe, so wird man es doch bald übereilt finden, diese Zusammenhänge auf eine so kurze und einfache Formel zu bringen. Eine ernsthafte Selbstbefinnung auf die eigenen Grundkräfte und ihre artgemäßen Entfaltungsmöglichkeiten wird in den meisten Fällen solche bedrohten Erscheinungen unseres kulturellen Lebens dazu befähigen, sich eine feste, in organischem Wachstum sich verjüngende Gemeinde aufzubauen und einen Wirkungsbereich abzustrecken, der sich erfolgreich im Wettbewerb mit den neueren Errungenschaften zu behaupten vermag.

Diese Erkenntnis trifft wohl für wenige Schaffensgebiete so restlos zu wie für den bescheidenen, aber gerade im kulturellen Alltag so wichtigen Wirkungskreis des Heimatkalenders. Sein Stammbaum läßt sich durch mehrere Jahrhunderte zurückverfolgen, ein Kalendarium mit Namen und Wetterregeln, mit wirtschaftlichen und ärztlichen Rat-schlägen und Winken gehörte zu den ältesten und unentbehrlichen Druckwerken im Haushalt unserer Vorfahren, war oft genug wohl das einzige Buch weltlichen Inhalts in ihrem Besitz. Man sollte glauben, ein solcher Kalender, noch im vergangenen Jahrhundert in der Form etwa des „Lahrer finkenden Boten“ das geläufigste Lesebuch für

alt und jung, habe in unseren Tagen, im Zeitalter der viel-seitigen Tageszeitung, der wöchentlich oder monatlich erscheinenden Fachzeitschrift, der drahtlosen Wetter- und Marktberichte, der Wanderbüchereien und reisenden Theatergruppen, selbst in dem entlegensten Dorfe seinen Reiz und seine Daseinsberechtigung verloren. Und doch: Mustert man das Heimatschrifttum der letzten Jahre, so wird man gerade auf dem Gebiete des Kalenderwesens ein kräftiges Leben und einen spürbaren Aufschwung gewahr werden.

Freilich trifft diese Feststellung für die einzelnen deutschen Landschaften in verschiedenem Maße zu. Am günstigsten gestaltet sich das Ergebnis dort, wo diese Kalenderarbeit von einem gesteigerten Heimatgefühl getragen wird, vor allem also in den Grenzmarken, wo die Nachbarschaft eines fremden Staatswesens bzw. eines fremden Volkstums das Bewußtsein eigener Art und eigener Leistung viel stärker ausprägen muß als in der geschützten Lage des Binnendeutschtums. Im Hinblick auf die Dichtung hat schon unser schlesischer Landsmann Heinrich Laube einmal die Beobachtung ausgesprochen, daß die Leute nach den Grenzen hin immer am eifrigsten sprechen, um ihre Sprache zu behaupten, und daß daher der östlichste und der westlichste Zipfel von Deutschland, Schlesien und Schwaben stets die meisten Dichter hervorgebracht hätten. Und dieser Feststellung für das Gebiet der hohen Literatur entspricht es durchaus, daß es auch in dem volkstümlichen Schaffensbereich des Kalenderwesens wenig deutsche Landschaften gibt, die es in dieser Gattung an zahlenmäßigem Umfang und innerem Reichtum mit Schlesien aufnehmen können.

Was wir im großen von dem Verhältnis Deutschlands zu Schlesien aussprachen, das gilt nun im kleinen wieder von der Lage in den einzelnen schlesischen Landschaften. Wieder

erscheint der Vorrang bestimmter Landesteile vor anderen mit dem besonderen Grenzlandschicksal verbunden. Es ist gewiß kein Zufall, daß der Regierungsbezirk Oppeln der erste und einzige Landesteil im reichsdeutschen Schlesien war, der im vergangenen Jahre in jedem seiner Kreise einen Heimatkalender aufweisen konnte, und daß er auch in diesem Jahre nur an einer Stelle, im Kreise Grottkau, eine Lücke in seiner Kalenderreihe zeigt. Und wenden wir uns den niederschlesischen Regierungsbezirken zu, so findet diese Erscheinung erneut ihre Bestätigung: Es sind die Außenbezirke, etwa das Waldenburger Bergland, die Grafschaft Glatz oder die Kreise Grünberg-Freystadt, wo diese Kalendertradition am längsten besteht und sich am lebendigsten entwickelt. Es ist ungemein bezeichnend, daß am stiefmütterlichsten in dieser Hinsicht die unmittelbare Bannmeile der Hauptstadt Breslau bedacht ist: Auch hier hat man wohl vor einem Jahrzehnt versucht, einen Heimatkalender zu begründen mit der Zielsetzung „für Breslau Stadt und Land“, bald erweitert noch auf den „Jobtengau“, aber diesem Versuch war kein langes Leben beschieden und zu seiner erfolgreichen Neuaufnahme ist es bisher noch nicht gekommen. Und der für die ganze Provinz Schlesien berechnete Rückzahlkalender „Der gemittliche Schläfing“ wird nicht in der Landeshauptstadt herausgebracht, sondern in Schweidnitz vom Verlage L. Heege. Der Schatten der Großstadt scheint kein geeigneter Nährboden für das Gedeihen eines Heimatkalenders. Die Gerechtigkeit gebietet freilich hinzuzufügen, daß oft genug Heimatforscher aus Breslau tatkräftig mitwirken an der Ausgestaltung der anderen Kreiskalender.

Wir können also, wenn wir die räumliche Verteilung der zum Jahre 1938 erschienenen Kalender unserer Heimatprovinz überblicken, das Zusammenwirken zweier Entwicklungslinien verfolgen: Der Herkunfts- und Geltungsbereich dieser Jahrweiser ist auf der einen Seite gewiß noch eine Art Rückzugsstellung des früheren Kalendertyps vor jüngeren und gerade im Ausstrahlungsbezirk der großen Städte gefährlichen Wettbewerbern; seine Wirkung bleibt am stärksten in den verkehrsfernen Landstrichen, in denen Büchereien, Zeitung und Rundfunk noch keine so ausschlaggebende Rolle zur Befriedigung der geistigen Bedürfnisse spielen können; diese Rückzugsstellung befindet sich aber zugleich auf einem Nährboden, der durch seine Grenzlage und das hierdurch erhöhte Heimatgefühl denkbar geeignet ist zur Ausbildung eines neuen, fest in der heimischen Scholle verwurzelten Kalendertyps, dem man sehr wohl einen Vormarsch von diesen Grenzstrichen aus in verlorene oder bisher noch gar nicht erschlossene Binnengebiete zutrauen möchte.

Das Alter eines Kalenders allein ist nämlich nicht immer ein zureichender Maßstab für seine Güte. Gerade ein junges Unternehmen, das sich die Erfahrungen älterer Vorbilder zunutze machen kann, ohne deren Umwege gehen zu müssen, und das mit diesen Erfahrungen frischen Schwung und neue Anregungen glücklich zu verbinden weiß, kann schon in sehr kurzer Frist zu beachtlichen Leistungen gelangen — nehmen wir nur einmal z. B. den erst im zweiten Jahrgang vorliegenden Heimatkalender des Kreises Guttentag zur Hand! Wieder hat hierbei Oberschlesien einen nicht hoch genug anzuschlagenden Vorteil vor dem übrigen Schlesien voraus infolge der ständigen Arbeitsgemeinschaft, welche die Kalenderherausgeber innerhalb der Vereinigung für obererschlesische Heimatkunde mit dem Amt für obererschlesische Landeskunde in Oppeln unter Schulrat Szodrok als Mittelpunkt bilden, wo in regelmäßiger Aussprache alle Kalenderfragen erörtert werden und die erfahrenen Kräfte den jüngeren Bearbeitern mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Die Gefahr der Schematisierung, die in einer solchen einheitlichen Ausrichtung liegen kann, ist mit gutem Erfolg vermieden. Gewiß treffen wir in diesen obererschlesischen Kreisheimatkalendern, die wir als eine im ganzen vorbildliche und nachahmenswerte Leistung an dieser Stelle in den Vordergrund unserer Betrachtung rücken dürfen, durchweg ein einheitliches Kalendarium und die gleichen Geleitworte führender Persönlichkeiten des Staates, der Bewegung und der Wehrmacht, aber diese Gemeinsamkeiten füllen doch nur den kleinsten Teil der Jahrweiser, die ja schon mit ihren abwechslungsreichen Titelbildern zum Ausdruck bringen wollen, daß jeder sein eigenes „Gesicht“ besitzt. Und so wird man keineswegs müde, einen nach dem anderen von diesen schmucken Kalendern in die Hand zu nehmen und durchzublättern. Man freut sich über die Ausgeglichenheit des Textteiles, in dem keine Fachrichtung einseitig vorherrscht, wo die Vorgeschichte als ein natürliches Glied geschichtlicher Landeskunde erscheint, wo die verschiedensten Zweige der Naturwissenschaft und Tagesfragen aller Art neben den historischen und volkskundlichen Beiträgen zu ihrem Recht kommen. Von der Vergangenheit zieht begreiflicherweise noch immer das Zeitalter Friedrichs des Großen und der Befreiungskriege die Blicke der Heimatforschung am ehesten auf sich, aber daneben stehen z. B. auch willkommene Proben aus Bürger- und Junftbüchern früherer Jahrhunderte und anderen bisher ungedruckten ortsgeschichtlichen Quellen. Ein äußerst wichtiges und seines Alters wegen schwer erreichbares Hilfsmittel, Zimmermanns dreizehnbändige Beschreibung von Schlesien aus dem Ende der friderizianischen Zeit, wird in



dankenswerter Weise von mehreren Herausgebern auszugswise für die Heimatforschung des betreffenden Kreises nutzbar gemacht. Besonders zu begrüßen ist es, wenn zwischendurch der Blick des Lesers über die Grenzen seines engsten Heimatbezirktes hinaus gerichtet wird, wenn ein Bild von der Not unserer schlesischen Stammesbrüder im Sudetendeutschtum entworfen oder wenn etwa die jahrhundertelange Ausstrahlung deutscher Kunst weit nach Polen hinein verfolgt wird. Im volkkundlichen Bereich begegnet man heimischen Liedern und Tänzen, Sagen und Sprüchen; anschaulich berichtet ein Beitrag vom alten Brauchtum im Jahresumlauf, in mundartlichen Erzählungen und Gedichten können die mittel- und niederschlesischen Kalender einen noch größeren Reichtum entfalten als die oberschlesischen. Auch hier keine ängstliche Beschränkung auf die Grenzen des eigenen Kreises: allgemeindeutsches Rätsel- und Erzählgut von Simrock, Grimm oder Gotthelf fügt sich ansprechend ein in den Rahmen eines schlesischen Heimatkaltenders und beweist auch an dieser Stelle seine ungebrochene Anziehungskraft. Ein überaus buntes Bild bieten uns schließlich die Beiträge, die den Schaffensgebieten und Tagesfragen unserer Zeit gewidmet sind. In dem einen Falle mehr eine zusammenfassende Jahresrückschau, in einem anderen wieder eine lockere Folge von zwanglosen Einzelberichten, die bald mit dem Leben in den Gliederungen der Partei, bald mit den Erziehungsaufgaben des Landjahres und Arbeitsdienstes, bald wieder mit dem segensreichen Wirken umfassender Organisationen wie NSD. und KdF. bekannt machen. Der Vierjahresplan und seine Auswirkungen auf Landwirtschaft und Industrie erfahren gebührende Beachtung; für die mannigfachen Möglichkeiten der Dorfverschönerung wird mit Wort und Bild beredt geworben. Es braucht wohl kaum noch hinzugefügt zu werden, daß gerade dieser gegenwartsbezogene Teil eines jeden Jahrweisers besonders reich und eindrucksvoll mit Abbildungen ausgestattet ist. Ebenso selbstverständlich, daß auch dem lyrischen Kalendergut seitens der Bearbeiter die erforderliche Aufmerksamkeit geschenkt wird, sei es in Verbindung mit dem Kalendarium, in der Form verstreuter Einzelgedichte oder eines eigenen Gedichtteiles — bekannte Namen klingen wieder auf wie Richard Hauptmann, Alfons Hajduk, Hans Niekrawietz, bei deren

Schöpfungen man gerne wieder einmal verweilt. Alles in allem: In diesen schlesischen Heimatkaltendern ist ein neuer Jahrweisertyp im Werden, vielseitig und daher jeden Leser in irgendeinem Teile zumindest ansprechend, heimatverwurzelt und doch empfänglich für die größeren Zusammenhänge unseres Volkstums, voll Anteilnahme an den mannigfachen Lebensäußerungen unserer Vergangenheit, und doch zugleich gegenwartsnahe und zukunftsweisend, ein Typ, der offensichtlich erst am Beginn einer verheißungsvollen Entwicklung steht.

Wir haben mit diesem Überblick über die Gruppe der Kreisheimatkaltender uns bisher in den Grenzen der heutigen Provinz Schlesiens gehalten, wir wissen aber, wie weit schlesisches Stammesgebiet über diesen engeren Verwaltungskörper hinausreicht und können daher hier an der Frage nicht vorbeigehen, wie es mit Heimatkaltendern für den Schlesier jenseits der Reichsgrenzen bestellt ist. Es muß dabei freilich bei einer etwas zufälligen Auswahl bleiben, da das junge Schrifttum dieser Art dem Reichsdeutschen nicht immer leicht und rasch genug zugänglich wird. Aber die Beispiele, von denen wir im folgenden aus eigener Anschauung reden können, reichen doch schon hin, einige Hauptlinien und Grundkräfte der Entwicklung anzudeuten und unseren bisherigen Beobachtungen gegenüberzustellen.

Im Grenz- und Auslandsdeutschtum liegen ja die Aufgaben des Heimatkaltenders zumeist ganz anders als auf reichsdeutschem Boden. Hier gilt es ja oft nicht nur, sich einen gleichberechtigten Platz neben den anderen Wettbewerbern zu erkämpfen und dann in sinnvoller Arbeitsteilung mit ihnen dem gleichen Ziele zuzustreben, hier tritt dem Heimatkalender vielmehr in der Zeitung und dem Rundfunk z. B. oft genug das Werkzeug eines ganz anderen Geistes, der beredete Wortführer des fremden Staatsvolkes entgegen, hier wird jeder Ausfall und Rückzug sofort zu einer Niederlage im Volkstumskampf und hier ist eine gesamtdeutsche Ausrichtung mehr denn je geboten. So fesseln uns denn im deutschen Kalenderwesen jenseits der Grenzen ganz eindeutig diejenigen Schöpfungen am stärksten, in denen das neue gesamtdeutsche Verpflichtungsgefühl und Verantwortungsbewußtsein heimatkundlicher Arbeit am reinsten

zum Ausdruck gelangt. Es beleuchtet die führende Rolle des schlesischen Zweiges im Sudetendeutschtum, wenn ein Gutteil dieser Jahrweiser von allgemeinerer Zielsetzung gerade im schlesischen Stammesbereich beheimatet ist, mag man nun das in Olbersdorf im 28. Jahrgang erscheinende „Deutsche Jahrbuch für Böhmen, Mähren und Schlesien“ oder den in Freudenthal verlegten „Schlesisch-mährischen Volkskalender für Haus- und Landwirtschaft“ (48. Jahrgang) herausgreifen, oder mag man schließlich den stattlichen „Bundeskalender“ zur Hand nehmen, der vom Bund der Deutschen herausgegeben und von Wilhelm Pleyer in Neupaulsdorf bei Reichenberg geleitet wird. Gerade dieser letztgenannte Jahrweiser verdient durch die Art, wie hier Bild- und Textteil aufeinander abgestimmt sind und wie wirkungsvoll die Möglichkeiten inhaltlicher Ausgestaltung in den Dienst deutscher Volkstumsarbeit gestellt werden, eine besondere Hervorhebung. Und wer daran denkt, daß ein solcher Kalender oder der ihm in vielfacher Hinsicht vergleichbare „Kalender des deutschen Kulturverbandes“ auf vorgeschobenem Posten an der Volksgrenze oder draußen in den Sprachinseln oft genug das einzige sich jährlich erneuernde Rüstzeug eines Dorflehrers, das Hauptlesebuch der heranwachsenden Jugend sein mag, der ermüßt, wie unendlich bedeutsam es sein muß, daß auf diesem schmalen Wege vom Muttervolke her möglichst viel von dem Reichtum deutschen Wesens den Kreislauf bis in die äußersten Adern unseres Volkskörpers vollzieht. Noch dringender als bei dem weithin geschlossen siedelnden Sudetendeutschtum scheint eine solche Aufgabe bei dem mannigfach verstreuten Deutschtum in Polen, in dem ja gleichfalls der schlesische Stamm stark vertreten ist. Und so nennen wir in unserem Zusammenhang den vor zwei Jahrzehnten begründeten „Landwirtschaftlichen Kalender für Polen“ oder den im 3. Jahrgang stehenden Jahrweiser der Jungdeutschen „Arbeit und Ehre“ weniger deshalb, um befriedigt festzustellen, daß bei diesen in Posen erscheinenden Veröffentlichungen auch das schlesische Element im Deutschum Polens zu seinem Recht kommt, daß von ostoberschlesischer Volkstumsarbeit oder von schlesischer Auswanderung nach Posen und Kongreßpolen in früherer Zeit berichtet wird, sondern vielmehr der allgemeindeutschen Zielsetzung wegen, in der sich diese Kalender mit den erwähnten sudetendeutschen vergleichen lassen und in der sie Wege beschreiten, wie sie der deutschen Volksgruppenarbeit in Polen gerade von Männern schlesischer Herkunft gewiesen worden sind: Vereinigung aller in der politischen Schicksalsgemeinschaft eines fremden Staates lebenden Deutschen zu einer engen Gemeinschaft, Betreuung der jungen und stützungsbedürftigen Glieder durch die älteren, erfahreneren, und auf dieser Grundlage die Festigung des

Bewußtseins blutmäßiger und kultureller Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Muttervolk jenseits der politischen Grenzen.

So spüren wir, wie auch im Auslandsdeutschum unseres schlesischen Vorfeldes ein neuer Geist die zunächst unscheinbare und doch so verantwortungreiche Arbeit auf dem Gebiete des Heimatkaleenders belebt. Mittel und Wege dieser Arbeit können, ja müssen vielfach recht verschiedenartig sein. Von unserem schlesischen Blickpunkt aus begreifen wir besonders gut, in welcher Richtung der deutsche Heimatkalender auf fremdem Staatsboden über den im deutschen Reichsgebiet hinausgehen muß. Wenn hier im Reich die Gruppen und die einzelnen, an die sich ein solcher Jahrweiser wendet, im dauernden Erleben der großen Volksgemeinschaft stehen, wenn sie das Land, in dem sie groß geworden sind und wirken, nicht mit einem fremden Volkstum zu teilen brauchen, so steht das Heimatgefühl im Deutschum jenseits der Grenzen vielfach unter anderen Bedingungen, bedarf das Bewußtsein der Volksverbundenheit über den engsten Schaffenskreis hinaus und über politische Grenzen hinweg erhöhter Aufmerksamkeit und Pflege. Ein „Heimat“-Kalender im Auslandsdeutschum darf die Erfüllung seiner Aufgaben nicht im gleichen Maße wie ein reichsdeutscher in der Erschließung nur der nächsten Umwelt erblicken, er muß viel stärker von der großen Heimat sprechen, die seinem Leser nicht immer greifbar vor Augen stehen und im ganzen Alltagsleben spürbar werden kann, und mit der ihn doch tausend geheimnisvolle Bande des Blutes verknüpfen. Gerade dieser zunächst so sinnfällige Unterschied aber zwischen reichs- und auslandsdeutscher Heimatkalenderarbeit wird uns zum eindeutigen Beweis dafür, daß die Zielsetzung letzten Endes doch die gleiche ist, daß auch jenseits der politischen Grenzen deutsches Volkstum wieder zu sich selbst zurückfindet und um die Verwirklichung einer wahren umfassenden Volksgemeinschaft ringt, von deren beiden Grundkräften wir nicht zufällig dem Blut den ersten Platz vor dem Boden einräumen. Und dieser Ausblick auf die Sonderaufgabe eines auslandsdeutschen Jahrweisers kann uns zugleich noch einmal in der Überzeugung bekräftigen, die wir schon von der Betrachtung unserer reichs-schlesischen Kalender mitgenommen haben, daß wir in solchen Heimatkalendern kein lebensschwaches Überbleibsel längst verklungener Zeiten vor uns haben, sondern eine zukunftsreiche Gattung im volksnahen Schrifttum, die den Einsatz unserer besten Kräfte wahrlich lohnt.



Schwänke

G E S A M M E L T V O N G U S T A V J U N G B A U E R

Das Narrenhaus

Als die Irrenanstalt auf dem Brünnerberge in Jglau errichtet worden war, begegnete eines Tages in dem davorgelegenen Park ein Jglauer Gemeinderat einem Bauer und sagte mit ernster Miene zu ihm: „Sehen Sie, sehen Sie, jetzt müßten wir für euch Bauern dieses Narrenhaus bauen!“

„Das habe ich mir gleich gedacht, daß dies für die Bauern ist,“ versetzte der Angesprochene, „denn für die Stadtleute wäre es ja viel zu klein.“

Der Bucklige und der Einäugige

Einmal kamen am frühen Morgen zwei Bettler zusammen, ein Buckliger und ein Einäugiger.

Da rief der Einäugige dem andern spöttisch zu: „Der Herr Vetter muß aber heute schon weit gereist sein, weil er schon einen so hohen Berg hinter sich hat.“

Auf das erwiderte der Bucklige: „Li Jegerl, der Herr Vetter muß heute schon früh aufgestanden sein, weil noch nicht alle Fensterläden offen sind.“

Hockewanzel¹⁾ vor dem Besuch des Bischofs

Hockewanzel, der würdige Pfarrherr von Politz, ging schon einige Tage brummend herum. Der Bischof und sein ganzes Gefolge sollte auf mehrere Tage zu Besuch kommen. Das war keine tröstliche Aussicht. Am Tage vor der Ankunft des hohen Herrn sagte Hockewanzel zu seinem Freunde, dem Amtsdirektor: „Das macht mich noch krank. Denn erstens komme ich ganz aus meiner Gewohnheit heraus, dann drei oder vier Tage in so einer Gesellschaft, nun, ich will nichts gesagt haben, und zum Schluß sieht's in Küche und Keller aus, als ob der Schwede da gewesen wäre!“

Dann schnitt er das auf dem Tische übriggebliebene Brot in kleine Würfel und füllte sein schwarzes Krüppchen damit.

„Ich will nur“, sprach er zum Amtsdirektor, als er ihn zur Türe begleitete, „meinem Hühnervieh noch eine Freude machen. Putt, putt“, rief er draußen, und von allen Seiten liefen die jungen Hühner herbei und pickten eifrig die Brotstückchen auf, die ihnen von der Hand des Erzdachanten gespendet wurden. Der ließ noch einmal einen wehmütigen Blick über die ahnungslose Schar gleiten und sprach dann, sein Krüppchen über sie ausschüttend: „Freßt nur, freßt! Morgen kommt der Bischof, da holt euch alle der Teufel!“

Man muß sich zu helfen wissen

Ein Pfarrer gab einmal bei der Beichte zwei Männern zur Buße auf, sie sollten sich Erbsen in die Schuhe geben und also eine Wallfahrt verrichten.

Wie sie nun mit der Kreuzschar gegen den heiligen Gnadenort zogen, da blieb der eine auf dem halben Weg liegen, weil ihn die Erbsen gar sehr drückten. Der andere aber betete und sang mit den Leuten und schritt wacker aus, so daß ihm die übrigen nur mit Mühe nachkamen.

Nach der Heimkehr fragte ihn der erste, warum er nichts von den Erbsen gespürt habe.

„Ja, mein Lieber“, sagte der wackere Mann, „ich habe mir die Erbsen vorher weichgekocht.“

Der Regenschirm über der Sonnenuhr

In der Zips liegt ein kleines Städtchen, dessen Bewohner wohl nicht den Nordpol entdeckt haben, aber durch eine andere Sache weithin berühmt geworden sind.

Vor mehr als hundert Jahren hatte man auf dem Rathaus eine Sonnenuhr angebracht. Ein tüchtiger Meister aus Kesmark mußte das Zifferblatt auf die Mauer malen. In der Mitte war ein Kopf mit Augen, Nase und Mund; davon gingen nach allen Seiten gelbe Strahlen aus. Oben waren

zierlich Lämmerwolken gemalt, auf denen herzige Engeldchen ruhten; unten hochten Teufeldchen mit ganz kleinen Hörnern. Die Uhr gefiel allen Leuten und jeden Tag stand eine Menge davor und beobachtete, wie der Schatten des Stabes von den im Halbkreis angebrachten Ziffern weiterrückte.

Aber die Freude dauerte nicht lange. Eines Nachts kam ein fürchterliches Ungewitter mit Hagel, der Schloßen wie Taubeneier brachte, das ganze Land verwüstete und allüberall großen Schaden anrichtete. Auch die Sonnenuhr bot am nächsten Tage einen jämmerlichen Anblick. Die Wolken sahen wie zersiebt aus, der Kopf war voll blauer Flecke, einem Engel war das rechte Ohr weggewaschen worden, einem anderen fehlte der Kopf, einem dritten war das Näschen eingedrückt und ein vierter hatte seine zarten Flügel ganz zerfetzt. Die schwarzen Teufeldchen waren weiß gesprengelt, auch sie hatten Hände und Füße zerfunden; eins hatte sogar die Hörnchen verloren und einem anderen war das böse Mäulchen von einem Hagelkorn weggeputzt worden. Daß da etwas geschehen mußte, stand bei allen Bürgern fest. Zunächst holte man den Meister aus Kresmark, der alles ausbessern mußte. Dann aber ließ man über der Sonnenuhr, damit sie für alle Zukunft gegen Hagel und Regen geschützt sei, einen mächtigen Regenschirm anbringen. Leider ging von dem Tage an die Uhr nicht mehr, der Zeiger warf auch bei dem schönsten Sonnenschein keinen Schatten. Seit der Zeit zerbrechen sich die Bürger des Städtchens die Köpfe darüber, warum die Uhr keine Zeit mehr verkünden will, und sie haben bis heute des Rätsels Lösung nicht gefunden.

Der verkehrte Prozeß

Der Hinzbauer war rundum als Prozeßhansel bekannt und daher bei den Advokaten sehr beliebt, da er ihnen schon hübsche Einnahmen geliefert hatte. „Durch Schaden wird man klug“, sagt ein altes Sprichwort. Und das war endlich auch beim Hinzbauer der Fall, nachdem er in den Kanzleien der Rechtsgelehrten schon weidlich hatte blechen müssen.

Nach einer längeren Pause trat er wieder einmal bei seinem alten Rechtsanwalt ein, der seine treue Kundschaft herzlich begrüßte.

„Ah, der Hinzbauer! Schon lange nicht dagewesen! Was haben wir denn heute für Schmerzen?“ leitete er das Gespräch ein und warf einen listigen Blick zu seinem Schreiber hinüber, als ob er sagen wollte: „Den wollen wir wieder einmal in die Zange nehmen und schröpfen.“

„Ich hätte halt wieder etwas“, sagte der Hinzbauer, „aber diesmal ist es eine recht verzwickte Geschichte.“

„Nur los damit!“ ermunterte der Advokat.

„Alsdann, die Sache ist so“, begann der Hinzbauer zu berichten, „vorgestern trieb mein Hütbub die Gänse auf meine Wiese, die neben dem Haferfeld des Timpelbauer ist. Der Bub ist eingeschlafen und die Gänse, die ganz gut wissen, daß Haferkörner besser sind als trockene Grashalme, sind in das Haferfeld hinein und haben es sich dort gutgehen lassen. Dies sah der Timpelbauer, lief hin und warf mit Steinen auf die Gänse. Dabei ist meine Brutgans, die beste Gans im Dorf, so gut getroffen worden, daß sie auf der Stelle tot war. Und getan hat der Timpelbauer das sicher nur deshalb, weil er seit dem letzten Prozeß einen Zorn auf mich hat.“

„Könnt Ihr alles beschwören?“ fragte der Rechtsanwalt.

„Ja, der Hinzbauer und nicht schwören können? Meinetwegen zehnmal hintereinander!“ war die Antwort.

„Na, dann ist die Sache ja ganz einfach“, sagte der Advokat. „Der Timpelbauer wird von Euch geklagt wegen böswilliger Sachbeschädigung. Er hätte höchstens die Gänse aus dem Felde jagen und Schadenersatz verlangen können, aber zum Totschlagen hatte er kein Recht. Und die Gans muß er teuer bezahlen und auch alle Gerichtskosten. Wir werden ihm schon ein Konto machen, daß ihm die Augen aufgehen.“

„So, so“, bemerkte der Hinzbauer, rückte unruhig hin und her und kratzte sich am Kopfe.

„Also werden wir die Sache gleich in Angriff nehmen. Glauben Sie, daß es der Timpelbauer auf einen Prozeß ankommen läßt?“ fragte der Advokat.

„Diesmal“, versetzte zögernd der Hinzbauer, „meine ich kaum...“

„Ja, warum denn nicht?“ war die Frage.

Da stand der Hinzbauer langsam auf, nahm seinen Hut in die Hand und erwiderte: „Herr Doktor, die Geschichte ist nämlich ein bißchen anders. Es hat nicht der Timpelbauer meine Brutgans erschlagen, sondern ich seine Gans. Ich habe Ihnen die Sache so verkehrt erzählt, als wenn ich der Timpelbauer gewesen wäre und der Timpelbauer der Hinzbauer. Denn ich habe wissen wollen, was Sie zu dem Falle meinen. Alsdann, Herr Doktor, diesmal wird nichts mit einem Prozeß! Nichts für ungut!“

Damit verabschiedete er sich und verschwand schleunigst, ehe noch der Advokat, dem es die Rede verschlagen hatte, ein Wort sprechen konnte.

Aus Gustav Jungbauer: Das Volk erzählt.
Adam-Kraft-Verlag.

¹⁾ Wenzel Hocke, 1732—1808 in Neustadt, Politz und Böhmisches-Leipa in Nordböhmen, Erzdachant und bischöflicher Notar.



Aufn.: Klose

ALTVATER:
BLICK VOM HEIDBRÜNNE
INS TESSAL



PAUL GEBAUER:
KEIMENDE SAAT

DAS BEKENNTNIS DER SUDETENDEUTSCHEN
ZUR GESAMTDEUTSCHEN KULTURGEMEINSCHAFT
HEISST NICHT NUR TEILHABEN AN DER NEUEN
KULTURSCHÖPFUNG DES VOLKES /
SONDERN AUCH VERANTWORTLICHE MITWIRKUNG...

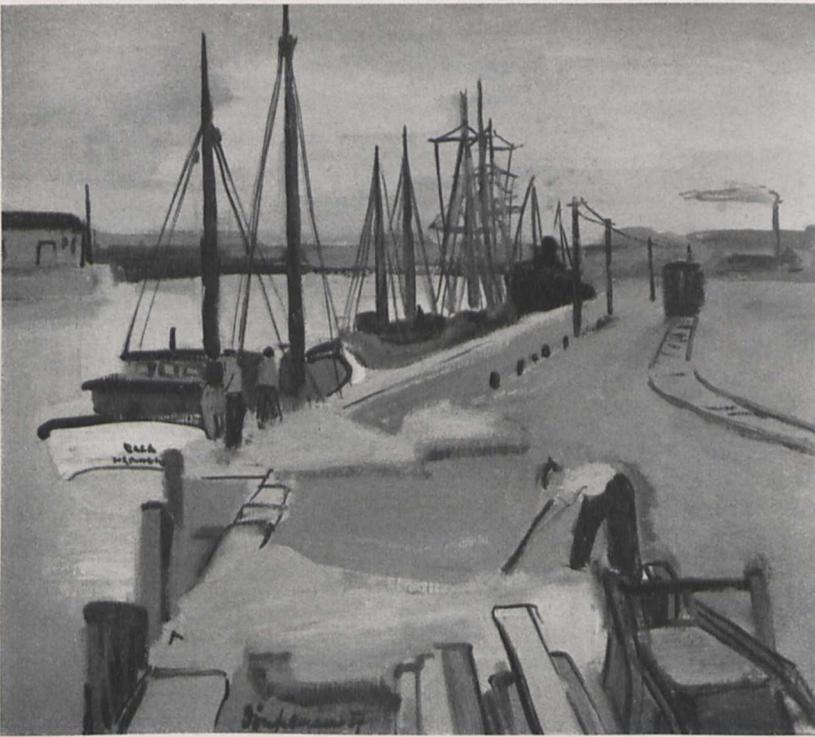
S U D E T E N -
D E U T S C H E
K U N S T -
A U S S T E L L U N G
B E R L I N
1 9 3 7



MAX GEYER:
KIND AUS DEM BÖHMERWALD



WILLI PAUPIE:
SCHLESISCHES
BERGDORF



AUS DER AUSSTELLUNG DES KÜNSTLERS IN LIEGNITZ



Singendes Sudetenland

V O N K A R L R I E B E

Der Prager Musikgelehrte, Professor Gustav Becking, schrieb kürzlich in einem Aufsatz über die Lage der sudetendeutschen Musik, daß im Hinblick auf die soziologischen Schichten, in denen die Musikkultur der modernen Völker gründet, die Verhältnisse im sudetendeutschen Gebiet sich folgendermaßen darstellten: Die „Oberschicht“ der großen Kunstmusik, ehemals Stolz der sudetendeutschen Städte, bröckelt unter dem Einfluß der besonders ungünstigen kulturpolitischen und wirtschaftlichen Verhältnisse immer mehr ab und hält schon längst nicht mehr die gleiche Höhe mit der großzügigen Musikpflege im Reich. Ebenso fehle auf weiteste Strecken die „schöpferische Mitte“, die eigentliche musikalische Volkskultur, während gerade in der „Unterschicht“, im reinen Volkstum, bei den Sudetendeutschen stärkere Kräfte wirksam seien, als etwa bei den mittel- und norddeutschen Nachbarn. Es ergebe sich also die Tatsache, daß die sudetendeutsche Musikkultur der Gegenwart ihre Stärke einzig noch im Elementaren, in einer einzigartigen Musikbegabung des Volkes und in der Überlieferung alten musikalischen Volksgutes, namentlich des Volksliedes, habe.

Im Hinblick auf den Daseinskampf, den ein Volksteil von dreieinhalb Millionen zu führen hat, auf das Ringen, das um Erhaltung von Sprache und Kultur, Boden und Arbeitsplatz eingesetzt hat, sind diese Feststellungen ohne weiteres verständlich und besagen, daß wohl ein gewisser Druck auch gewisse Folgen hat, daß aber die Gesamtheit des Volkes zu urwüchsig in ihren Bindungen steht, als daß die echten Quellen jemals zu verschütten waren. So ist es gekommen, daß gerade die Notzeit des Sudetenvolkes einen Aufbruch des Volksliedes gebracht hat, ja, daß im Zeichen des Volksliedes geistige Auseinandersetzungen stattgefunden haben.

Es wäre aber falsch anzunehmen, daß erst und nur ein Volkstumskampf, wie er den Sudetendeutschen aufgezwungen ist, den Boden hier für eine Wiedergeburt des

Singens und des Liedes bereit gemacht hätte. Sondern gleich den stammverwandten Franken und den reichsdeutschen Schlesiern sind die Deutschen im gesamten Sudetenraum ein von jeher singfreudiges und musikbegabtes Volk, das eine unererschöpfliche Fundgrube für den Forscher darstellt.

Ob Nordböhmen um Reichenberg, ob das Kuhländchen im Quellgebiet der Oder, ob die Iglauer Sprachinsel, ob das Egerland, allenthalben finden wir das eigengewachsene Volkslied, noch heute durch Überlieferung lebendig im Munde des Volkes.

Das Egerland klingt in den gemütvoll-bäuerlichen Weisen seiner Dialektlieder, wie des innigen, breiten Liebesliedes:

haint (haint da Mau(n) sua (schäi(n),
mou i (muß ich) za man Maidla gäih(n);
is aa da Weegh wul wait.
gäih i'n mit latta (lauter) fraid.

Oder in dem täppisch-eigen sinnigen Dudelsacklied: „Dau bin i hinganga za man Maidla am frei — wöi i vor iht Kammertürl kumm, läßt sa mich neat ei“. Das Mädchen soll nun aufmachen, weil ihn in die Hände friert, worauf er sich eben Handschuhe anziehen soll und im übrigen sich sagen lassen muß, daß sie noch keinen Mann braucht. Gut, dann brauche ich auch noch kein Weib, dann gehe ich halt zu einem anderen Mädchen auf die freieite.

Das kindlich naive Wunschlied „Wenn i amal a Baua wia(t), schöina vöia Ochala schaff i mir“ kündet schon die Verwandtschaft mit dem Volkslied der anderen Gaue, ja in diesem besonderen Falle mit dem gesamten deutschen Volksliedraum. Es ist das dialektmäßig und in der Weise umgestaltete, in West- und Südböhmen häufig gesungene „Ich hab' mir mein' Weizen aufs Bergl g'sät, hat mir'n der böhmische Wind verweht, hat mir'n der böhmische Wind verweht“. An diesem dreitaktigen Tanzlied hat Dr. Werner

Thust in einer Arbeit „Das Besenbinderlied“ die mannigfachen Abwandlungen und Verbreitungsweisen eines Volksliedes in sehr gründlicher Weise dargelegt (Jahrbuch für Volksliedforschung 5. Jahrg. 1936) und auch die möglichen Wechselbeziehungen zwischen aneinandergrenzenden Völkern angedeutet.

Aus dem Kuhländchen stammt das schöne alte „Nun laube Lindlein, laube“, das wie so unzählige Volkslieder vom „verlorenen Lieb“ klagt und Trost im Vergessen sucht.

„Wie sollt ich Dein vergessen?
Ich gedenk ja Deiner noch;
und sollt's so länger wahren,
mein Leben müßt ich lan.“

Ein ebenso inniges Zeugnis der Gemüts tiefe und doch auch echten Lustigkeit aus derselben Landschaft besitzen wir in dem Zwiegesang „Wünsch dir ein' schönen guten Abend, o du mein auserwählter Schatz“, in dem der Bursche seinen „Tausendschatz“ im Abendständchen zart umwirbt und doch nicht zum Ziele kommt. Man weiß nicht recht, soll man in diesen Liedern der Weise den Vorzug geben oder der schlichten ergreifenden Dichtung? „Schlaf süß, schlaf süß, mein Tausendschatz, obgleich ein andern lieber hast! In Gotts Namen!“

Aus der Zips ist uns ein schönes Lied vom Ehestand erhalten, das im Wechsel von Vorsänger und Rundgesang, von Anhören und Mitsingen ein lebendiges Beispiel volkstümlicher Moral widerspiegelt. „Merk auf, mein Christ, was ich erklär: Wo kommt der Ehestand her? Merk auf mit fleiß!“ Das liedreiche Nordböhmen und Nordmähren, namentlich der Schönhengstgau, sind uns durch Walther Hensels liebevolle Forschertätigkeit so recht erschlossen worden, daß man heute kaum mehr entscheiden kann, ob die viel gesungenen Lieder aus der lebendigen Tradition oder durch Neuerweckung bekannt sind.

Von dort hören wir viel frohe Töne der Lebenslust, des Arbeitsdranges, der mutigen Kampfesfreude, des Wanderdaseins, des Jägerlebens, doch auch des Minnewerbens in allen zarten und derberen Formen. An einer kleinen Auswahl von Liedern möge die Vielfalt ermessen werden:

Wenn der Frühling die ersten Knospen ins Land schickt,
hält es den Gesellen nicht mehr in der Stube, er muß hinaus,
die Welt besehn.

Jetzt kommt die Zeit, daß ich wandern muß,
mein Schatz, mein Augentrost.
Wann kommst du aber wieder,
daß du mich heiraten tußt?

Wann ich gleich wieder kommen tu,
Ei Schatz, was nützt es dich?
Ein Weil will ich dich lieben,
heiraten aber nicht.

Die Hirschlein, die man schießen soll,
die laufen in dem Wald;
die Mädchen soll man lieben,
eh' daß sie werden alt.

Und wenn sie alt und bucklig sind,
mit Falten im Gesicht,
sagt ein Kamerad zum andern,
nimm du s', ich mag sie nicht.

Wenn du sie nicht magst und ich mag sie nicht,
Was fangen wir da an?
Laden wir s' in eine Kanone ein
und schießen sie davon.

Mit diesen burschikosen und sehr unsanften Ansichten verführt uns dann etwa das Abendlied „Es ist schon Zeit zum Schlafengehn, zu meinem Schatz, da muß ich gehn, und wenn ich sollte draußen stehn.“

Vom Ernst des Lebens und einer strengen Sittlichkeit erzählt uns das Soldatenlied „Drei Regimente Soldaten marschieren in das Feld“. Sie kehren ein — „das schwarzbraune Mädchen schlief nicht allein“. Es weint, ihm sei von einem schönen Offizier die Ehr genommen. Der strenge Hauptmann läßt den Offizier fusilieren. Inzwischen ward das Mädchen ängstlich:

„Den andern Tag frühmorgens,
da kam das junge Weib:
O Gott, wo ist mein Mann,
herr Hauptmann, sagt mir an,
wo ist mein Mann geblieben?“

„Ach allerschönste Fraue,
eur Mann und der ist tot!
Da draußen vor dem Tor,
da draußen vor dem Tor
habn drei Dragoner ihn erschossen.“

Derart schlicht und erhaben kann nur das Volkslied tragische Vorgänge schildern, mit dem unumstößlichen Anspruch auf volle Gültigkeit des Ausgesagten.

Das Lied hilft der Arbeit, erleichtert sie, und im Liede besungen, wird die Arbeit geadelt. Zum Drehen der Spindel hören wir das leichtfüßige

„Lob und Dank, Ruckengang,
kommt ihr denn in Ruckengang?“

kommt ihr denn von drüben rüber,
kommt nur her und setzt euch nieder!
„Lob und Dank, Rockengang,
kommt ihr denn in Rockengang?“

Und zum Lobe des Bauernfleißes wird das weitbekannte beschauliche Liedchen gesungen „Im März der Bauer die Köpfelein einspannt“.

Der Natur am nächsten ist der Jäger, der mit dem Wald und seinen Bewohnern aufgewachsen ist. Für seinen Wald läßt auch der Wildschütz gern sein Leben:

„Mein Büchlein am Arm, drei Federn auf dem Hut,
den Jäger möcht ich kennen, der die Büchse mir nehmen tut.“
„Ei Wildschütz, lieber Wildschütz, gibst das Büchlein
nicht bald,
so wirst du erschossen als Schütz in dem Wald.“
„Also ladet ihr Jäger und schießt auf mich los:
Will sterben wie mein Vater im grünen Wald getrost.“

Von diesen Tönen menschlichen Schicksals führen wir hinweg in die Bereiche froheren Seins und ausgelassener Freude mit dem sinnig-unsinnigen Hopfenpflückerlied:

Jetzt fahrn wir übern See, übern See,
mit einer hölzern Wurzel,
kein Ruder war nicht dran.
Und als wir drüber warn, drüber warn,
da sangen alle Döglein, der helle Tag brach an.

Oder mit dem heiteren, liebevollen und besitzesstolzen Loblied auf die Ziege:

An meiner Ziege han ich Freude, ist ein wunderschönes Tier,
haare hat sie wie aus Seide, Hörner hat sie wie ein Stier.
Meck, meck, meck!

In aller gebotenen Kürze konnten hier nur Andeutungen aus dem unermesslichen Schatz des sudetendeutschen Volksliedgutes gegeben werden.

Im ganzen Land ist der Musiksinn in der Lebendigkeit des gesungenen Volksliedes und der damit zusammenhängenden Instrumentalmusik gegenwärtig. Es gibt, wie Bedking sagt, ganze Landschaften, die der musikalische Reisende mit Staunen betritt, Dörfer, deren halbe Einwohnerschaft Sonntags zum Gottesdienst mit der Geige antritt, Schulen, deren Schüler einer wie der andere Musiker werden könnten, Städte, in denen die Freude an musikalischen Dingen alle anderen künstlerischen Neigungen stark zurückdrängt.

Aus dieser Landschaft, diesem singenden, klingenden und tanzenden Volke sind der Geschichte deutscher Musik schon

wertvolle Impulse erwachsen. Der Deutschbroder Kantorensohn Johann Stamitz wurde mit seinen Streich-Trios und Sinfonien wegweisend für den neuen Instrumentalstil des Sturm und Drang, wurde der eigentliche Begründer der modernen sinfonischen Form.

Schuberts Eltern waren beide sudetenschlesischen Stammes, und der Sohn konnte den Ursprung seines Musikantentums im liedseligen Nord-Mährerland zeitlebens nicht verleugnen. Sehr aufschlußreich sind aber die leicht erkennbaren Verwandtschaften, die wir bei Vergleichen zwischen Tänzen, Menuetts und langsamen Sätzen bei Mozart, Beethoven, Haydn und Schubert und etwa den Melodien der sudetendeutschen Volkstanzhefte oder mancher Lieder feststellen können. Hier ist ursprüngliches Volksgut, aus dem die Klassiker geschöpft haben. H. P. Gerike macht auf die erstaunliche Übereinstimmung etwa des Liedes „O Freude über Freude“ mit dem Thema des ersten Satzes aus dem Violinkonzert von Beethoven aufmerksam.

Es ist kein Zufall, daß auch der Ruf zum Kampf gegen den Fkitsch, zum Wiedererwecken des reinen Volksliedes, ja zu einem Leben aus dem reinen Geiste des Volksliedes aus den Sudeten erklang. Walther Hensel, ein Nordmährler, der von der Mutter das Lied in reicher Fülle lernte und sich zum Forscher und Führer in den Fragen des musikalischen Volkstums berufen fühlte, erkannte die Macht der seelenbildenden Kraft des Volksliedes und rief 1923 zur ersten Singwoche nach Finkenstein, einer mährischen Waldsiedlung, wo nur gesungen und in Aussprachen eine gemeinsame Lebenshaltung versucht werden sollte. Obwohl zuerst verlacht, hat diese erste Singwoche Tausende folgen lassen, und es ist eine Ehrenpflicht, Walther Hensel das Verdienst, das deutsche Volk im tiefsten Ernst zur Besinnung auf seine Pflichten gegenüber dem eigenen Volkstum aufgerufen zu haben, zu bestätigen. Die Früchte seiner Vorkämpfertat sieht er selbst jetzt allenthalben aufgegangen. Nicht nur sein sudetendeutsches, sondern von da ausgehend ist das gesamte Volk wieder ein singendes Volk geworden.

Der selbe Mann schrieb im Jahre der sudetendeutschen Bluttaupe, 1919, das Lied der Waffenweihe auf die Worte Ernst Leibls:

Wir heben unsre Hände aus tiefster bitterer Not,
Herr, Gott, den Führer sende, der unseren Kummer wende
mit mächtigem Gebot.
Wir weihen Wehr und Waffen
und Haupt und Herz und Hand!
Laß nicht zuschanden werden, dein lichtes Volk der Erden
und meiner Mutter Land!

Singendes Sudetenland, auch in schwerer Zeit!

Die Sudetendeutsche Kunstausstellung in Berlin

Am 8. Dezember 1937 hat Konrad Henlein die erste sudetendeutsche Kunstausstellung in Berlin, veranstaltet von der Sudetendeutschen Kulturgesellschaft, eröffnet. Damit ist eine der größten auslandsdeutschen Volksgruppen vor das Gesamtdeutschtum getreten, um ihr künstlerisches Wollen und Können unter Beweis zu stellen. Im Gegensatz zur Vergangenheit ist Kunstschaffen für uns keine nur ästhetische Angelegenheit. Die Maße sind streng und eindeutig geworden, die die Gegenwart an Kunstwerke legt. Wir fordern vom Kunstwerk den Ausdruck artgebundenen Volkstums — völkischer Selbstdarstellung schlechthin. Deshalb erwarten wir von der Kunst einer auslandsdeutschen Gruppe, daß sie neben der Beherrschung der technischen Ausdrucksmittel die Volksgruppe aus ihren innersten Lebenskräften zu uns sprechen läßt, oder in diesem besonderen Fall: daß sie uns die Stellung sudetendeutscher Kunst in dem gewaltigen Umbruch unserer Tage zeigt und uns an die Wurzeln des jetzigen sudetendeutschen Daseins führt. So wies denn auch Konrad Henlein darauf hin, daß die Künstler die Mittler einer schöpferischen Bewegung seien, die das ganze deutsche Volk bis in seine Tiefen ergreifen habe und über alle Grenzen hinweg durchströme. Er überließ dem Beschauer das Urteil, ob es den sudetendeutschen Künstlern gegeben sei, für die innere Einheit deutschen Lebens der Gegenwart Bekenntnis abzulegen.

Man kann der sudetendeutschen Volksgruppe auf diese Worte ihres Führers mit einem frohen Ja antworten. Die Ausstellung hinterläßt den überaus starken Eindruck eines Kunstschaffens, das ganz im Rhythmus Deutschlands schwingt. Deutsche Landschaft und deutsche Menschen sind vor uns gestellt. Über alle stammliche Verschiedenheit hinweg lassen die Werke erkennen, mit welcher ungeheuren Wucht die aus dem gemeinsamen Blut geborene einheitliche Weltanschauung gerade das Sudetendeutschtum gepackt hat. Diese innere Haltung prägt auch die allen Kunstwerken gemeinsame Klarheit der Linienführung und des Ausdruckes. Allen gemeinsam ist bei vielfachem Realismus der Darstellung eine romantische Grundhaltung in Stoffauswahl und Durchführung, die aus tiefstem Gefühl für die umkämpfte Heimat geboren scheint, eine warme persönliche Anteilnahme des Künstlers an Mensch, Tier und Landschaft. Die handwerkliche Sauberkeit der Zeichnung ist fast überall vorhanden, auch Einzelheiten werden liebevoll herausgeholt.

Neben bekannten Namen finden wir junge Künstler aller sudetendeutschen Gebiete, die ihre Werke unter schwersten Entbehrungen schufen, ja manchmal nur mit zeichnerischer Schulung die Technik ihrer besonderen Ausdrucksform — Malerei, Graphik — sich selbst aneignen mußten. Um so stärker wickelt diese, selbst technisch von innenheraus geformte Kunst. Die Ausstellung hat gezeigt, daß die heutige sudetendeutsche Kunstleistung sich würdig der großen kulturellen Vergangenheit dieser Volksgruppe zeigt. Trotz aller Not reicht die Kette künstlerischen Schaffens von den großen Prager Dombaumeistern Parler und Dinzenhofer, von dem Erbauer Würzburgs, Balthasar Neumann, und dem Mitgeschöpfer des Völkerschlachtdenkmals, Franz Mehner, ungebrochen in die Gegenwart. Die Vielzahl der ausgestellten Werke und die Beschränkung des Platzes verbieten eine ins einzelne gehende Schilderung der Werke. Auch die vorangestellte Wiedergabe verschiedener Ausstellungsräume will nur einen Eindruck von der Gesamtheit der Schau vermitteln, nicht diesen oder jenen Künstler bevorzugt herausheben. M. K l a n t e

Ausstellung Karl Dönfelmann

Eine Ausstellung in Liegnitz zeigt 45 Arbeiten (Ölbilder und Graphik) des 1902 in Norddeutschland geborenen Karl Dönfelmann, dem Schlesien im Laufe eines schaffensreichen Jahrzehnts zur zweiten Heimat wurde. Der Künstler, dessen Bilder in den letzten Jahren in vielen Fabrikausstellungen und bei der Gaukulturwoche in Beuthen zu sehen waren, tritt nun zum ersten Male mit seinem Gesamtwerk vor die Öffentlichkeit. Einem Gesamtwerk, das aufhorchen läßt, weil es von seltener zeichnerischer und malerischer Ausdrucks- und Gestaltungskraft getragen ist.

Stofflich umschließt der Kreis seines Schaffens die Küsten der Heimat sowohl wie die Acker der Wahlheimat. Da liegt der Riesencumpf eines Schiffes im Rot der Mennige auf der Werft. Boot stößt an Boot, die endlose Kaimauer entlang; ein Wald von Masten ragt in den Himmel. Manch kleiner Fischerhafen ist eingefangen, in dem Schiffe im Schmuck von Netz- und Takelwerk, breit und bauchig wie Nußschalen im Wasser schaukeln. Fischer hängen ihre Netze zum Trocknen auf, die Frau trägt den schweren Korb mit den Flandern, und der Wind spielt mit ihrer Schürze. Oder Gespanne pflügen den Acker. Frauen hacken Kartoffeln. Einfam steht ein Baum in der Landschaft. Landarbeiterinnen ziehen am Feierabend heim, und scharf hebt sich ihr Umriß ab vor der Helligkeit herbstlicher Wolken...

In Karl Dönfelmann haben diese Themen einen Meister gefunden, dem nichts liegt am bloßen äußerlichen Abzeichnen, sondern alles an der von innenher betriebenen Gestaltung der Wesenheit der Dinge. Daß dies stets mit den einfachsten Mitteln versucht wird, zeigen besonders die Feder- und Pinselzeichnungen, deren kühne, zupackende Art eine Treffsicherheit der Linienführung erreicht, die einfach verblüfft. Dabei sind sie voller sprühender Lebendigkeit, und man möchte es daher fast nicht glauben, daß meist 10 bis 15 Zeichnungen des gleichen Motivs voraufgingen, bis die endgültige Form sich herauskristallisierte, die nun vorliegt. Blätter wie „Der einzeltstehende Baum“ und „Acker im Frühling“ sind über diesen Weg der fortschreitenden Verdichtung entstanden. In den Pastellen und Aquarellen findet der Künstler zuweilen wunderbar zarte Töne, die aber durchaus im Einklang stehen zu der sonst verhältnismäßig kräftigen Sprache der übrigen Arbeiten. Es sind wirkliche Aquarelle und nicht — wie sonst allzu oft bei Malern — farbige Pinselzeichnungen: mit vollem Pinsel ist die Farbe auf dem Papier langgezogen, so daß sie richtig transparent werden, zu leuchten anfangen und so — fein und durchscheinend — zusammenklingen kann mit den anderen Farben ringsum.

Starken Eindruck machen die Ölbilder. Da gibt es welche, vor denen man ganz still wird, und es sind doch weiter nichts dargestellt als an Land gezogene Boote oder eine Fischerfrau vor dem Schiff und dem weiten Horizont des Meeres. Aber es ist alles herausgerückt aus allem Zufälligen und Alltäglichen und tief hineinragend in den Kreis des Ewigen. Der Mensch steht im Raum als lebendiger Teil der Landschaft. Er ist deren Ausdruck und Träger ihrer Stimmung. Und der Raum wächst weit über den Strand mit dem Boot und das dunkle, blaue Meer hinaus, und erst der Himmel setzt ihm eine Grenze. Gestaltet ist der Raum allein durch die Farbe, die ungebraucht und ungewöhnlich intensiv das Bild geradezu zum Strahlen bringt. Besonders Werke wie „Boote an Land“ oder „Kartoffelernte“ und „Feierabend“, die erfüllt sind von einer großartigen Ruhe, legen davon Zeugnis ab, daß der Künstler sich als Meister der räumlichen Gestaltung von Meer — und Landschaft zugleich erweist. Ähnlich wie die Zeichnungen sind auch die Gemälde das gültige Endergebnis vieler mühsamer Einzelzeichnungen und Studien. In fortschreitender Konzentration wurde das Motiv enger und enger eingekreist, bis es, von allem Nebensächlichen befreit, ganz eindeutig fast bis ins formelhafte gesteigert, vollendete Anschauung und — Bild wurde. Dabei sind diese Bilder zum Bersten gefüllt mit Wirklichkeit, deren Stimmung so stark verdichtet ist, daß sie beinahe ins

Mythische hinübertritt. Man wird nicht fehlgehen, diese Werke neben lyrische Gedichte zu stellen wie etwa Hans Friedrich Bluncks „Fischerboote“, in denen gleiche Stimmung mit gleicher Stärke eingefangen ist. Ein Bild muß ja auch dicht und geschlossen sein wie ein Gedicht. Karl Dönfelmann ist — wie seine erste Gesamtausstellung zeigt — weit eingedrungen in diese Kunst. Er wird dem deutschen Volke noch Bedeutendes zu sagen haben.

Kurt Speth

THEATER

„In der Felswand“ von Goffredo Ginocchio Uraufführung im Schauspielhaus Breslau

Es war ein großer Abend des Schauspielhauses, in dieser Spielzeit vielleicht der größte. Die Anwesenheit des Gauleiters, des kommandierenden Generals, des Oberbürgermeisters und dann des italienischen Konsuls und Dizekonsuls inmitten einer großen, festlich gestimmten und erwartungsfrohen Zuhörerschaft bestätigten der Generalintendant, daß sie mit Recht und mit Anspruch auf Anerkennung und Dank Breslaus Kunstgemeinde diese Uraufführung geschenkt hat.

Schon seit längerer Zeit bemüht man sich gerade in Breslau um Verbreitung und Vertiefung deutsch-italienischer kultureller Beziehungen, um Förderung gegenseitigen Verständnisses, wechselseitigen Anregens und Austauschens. Nach den verschiedenen kulturellen und künstlerischen Veranstaltungen der „Deutsch-italienischen Gesellschaft“, die sich naturgemäß vorerst nur an einen kleinen Kreis wenden, war dieser Uraufführungsabend des Schauspielhauses ein erster über diesen Kreis hinauswirkender Vorstoß. Daß ihn die Generalintendant wagte und daß das Theater — das sei vorweggenommen — ihn zu einem bedeutenden künstlerischen Ereignis gestaltete, das ist Beweis dafür, daß unsere Breslauer Schauspielbühne nach Überwindung vielfältigster Hemmungen mit größtem Ernst und fachlichem Können bestrebt ist, sich in die Reihe der großen und anerkannten Bühnen des Reiches zu stellen. Geht der Weg, der in dieser Spielzeit mit so vollendeten Aufführungen wie Götz, Thomas Payne, Tartuff u. a. beschritten wurde und der mit der Uraufführung des italienischen Nationalpreisträgers einen bemerkenswerten künstlerischen Höhepunkt gewann, in dieser Richtung und Unbeirrbarkeit weiter, dann können wir sicher sein, daß Breslaus Bühne bald unter den ersten des Reiches genannt wird.

★

Das italienische Musik- und Opernschaffen ist uns bekannt. Verdi, Puccini, Mascagni, Leoncavallo und von den neueren Wolff-ferrati und Respighi — um nur einige zu nennen — haben in deutschen Konzertsälen und auf der deutschen Opernbühne Heimatrechte erworben. Die Italiener haben mit ihrer sinnfrohen Musikalität von Anfang an die Entwicklungsgeschichte des deutschen Musik- und zumal des Opernschaffens beeinflusst.

Anderes beim Schauspiel. Es lieh uns kaum einen Dramatiker, der, wie die Engländer, die Spanier, die Franzosen oder letztlich die Skandinavier wesentlichen Einfluß auf die Entwicklung unseres dramatischen Schaffens gewonnen hätte, aber es lieh uns eine Schauspielerin: die Duse, die für eine ganze Generation nie erreichtes Vorbild geworden ist. Abgesehen von einigen neueren Goldoni-Bearbeitungen ist uns das dramatische Schaffen Italiens seit d'Annunzio und Pirandello unerschlossen geblieben. Um so größer ist das Verdienst dieser Uraufführung, und es soll nicht geschmälert, vielmehr unterstrichen werden durch die An-

merkung, daß diese Uraufführung willkommen, daß sie notwendig war, weil sie als erste Verfüllung und Lücke aufwies, die auszufüllen nunmehr die Bühnen des Reiches aufgefordert sind.

★

Goffredo Ginocchio ist heute 38 Jahre alt. Er ist Sohn eines hohen italienischen Marineoffiziers; die Mutter ist Deutsch-Polin, die Großmutter Schwedin. Als Siebzehnjähriger nahm er am Kriege teil, kämpfte in vorderster Linie und geriet in deutsche Gefangenschaft. Nach der faschistischen Revolution war er einer der ersten, die sich für den Aufstieg des italienischen Kunst- und besonders des Theaterschaffens einsetzten. Er bemühte sich um Aufbau und Vervollkommnung der Theaterorganisationen des „dopolavoro“, das etwa unserer NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ entspricht. Für diese Gemeinschaft schrieb er sein erstes Stück. Es ist vielleicht nicht unwichtig, dies zu bemerken, denn es zeigt, daß er nicht aus einer sich selbst genügenden Vereinigung geschaffen, sondern — wie auch wir fordern — aus einem, ihm sicherlich bewußt gewordenen Gefühl des Einanderbedingens und des Zusammengehörens von Dichter und Volk. Beweisen dies die Umstände seines Schaffens, so weisen Titel und Stoff seiner dramatischen Werke — „Sümpfe“, „Rittlich des Meeres“, „Wind über der Erde“, „Über den Wald hinaus“ — schon rein äußerlich auf die Bindungen hin, mit denen er der Natur und ihrem unentzinnbaren Wirken und Walten verhaftet ist.

Welchen Rang Ginocchio im heutigen Kunstgeschehen Italiens einnimmt, das wurde klar, als ihm vor einem Jahre in Anerkennung seines Gesamtwerkes der Staatspreis der Academia Reale verliehen wurde. So tritt er heute als berufener Vertreter des jungen italienischen Künstertums vor uns und erhebt mit Recht den Anspruch, im befreundeten Volk als willkommener Gast empfangen, mit Achtung gewürdigt, aber auch gewertet zu werden. Er sprach es selbst aus, daß er es begrüße, daß er es für wesentlich halte, wenn über sein Werk diskutiert würde. Wir sind es ihm und uns schuldig, diesen Wunsch zu erfüllen, aber wir sind auch ihm und uns verpflichtet, — die Wahrheit zu sagen, oder richtiger: das was wir für Wahrheit halten.

★

Wir erinnern uns daran, daß vor vier Jahren das mit dem Württembergischen Staatspreis ausgezeichnete Kriegsstück „Unternehmen Michael“ von Hans-Fritz v. Zewel an zwei deutschen Bühnen mit großem Erfolge uraufgeführt und — vergessen wurde, bis man es jüngst wiederentdeckte als Filmstoff. Wir erinnern uns so manches Uraufführungserfolges, dem aber jede Auswirkung und Erfüllung versagt blieb; und es muß wohl so sein, daß die wertvollsten Stücke nur uraufgeführt, die Publikumschlager aber nachgespielt werden, und es ist wohl nichts daran zu ändern, daß das Interesse des deutschen Bühnensleiters an einem noch so guten Stück, falls es nicht gerade aus bestimmten oder unwägbareren Gründen ein ausgesprochener Publikumserfolg ist, mit dem Augenblick der Uraufführung an einer anderen Bühne erlischt. Man ist zwar bereit, das Risiko von nur zwei oder drei Aufführungen gegenüber der in Aussicht stehenden Anerkennung der Uraufführung als „künstlerischen Tat“ in Kauf zu nehmen, aber man ist nicht bereit, ein solches Risiko mit einer in der großen Presse kaum beachteten Wiederholung zu verknüpfen.

★

„In der Felswand“ ist der Titel des neuen Werkes von Goffredo Ginocchio, das am 21. Januar im Breslauer Schauspielhaus seine Welturaufführung erlebte. Das der Handlung zugrundeliegende Problem berührt uns nicht nur am Rande; es umfaßt und bestimmt unser ganzes Sein und Tun im Hinblick auf die Unbedingtheit und Unabänderlichkeit des ewigen Gesetzes. Es gibt zwei Pole menschlicher Haltung, zwischen denen in Kampf, Sieg,

Niederlage oder Ausgleich sich das abspielt, was wir das Leben nennen, zwei Pole, die in ihrer klarsten Ausprägung wir „Verstand“ und „Herz“ nennen.

In tausendfacher Abwandlung ist dieser Kampf zwischen kühl wägender Vernunft und fühlendem Herzen Gegenstand dichterischer und zumal dramatischer Gestaltung gewesen; aber wohl selten so sehr wie bei Giocchino wurde er allen Zufälligkeiten menschlicher Verhältnisse entrückt und auf das Absolute, das unbedingt Gültige vereinfacht.

Giocchino will, das sagt er selbst: „eine Dramatik verlassen, die sich mit einer bürgerlichen Welt befaßt, in welcher alles Geschehen in der Bedingtheit des Augenblickes und in enger Begrenzung nur individuelles Interesse hat, um zur Tragödie der großen Linien, der klaren Gedanken zurückzufinden, . . . in welcher die handelnden Menschen wirkliche Menschen sind, Synthesen und mehr noch Bedeutungen ihrer Leidenschaften und zugleich Synthesen der klaren, allumfassenden Geistigkeit des Lebens“.

Der Dichter erfüllt diese sich selbst gestellte Forderung bis zum Äußersten und schafft so ein Werk von bezwingender Klarheit und überwältigender Größe. Es gibt keinen deutlicheren Vergleich als den mit einer Plastik fioris: hier wie dort Entkleidung von allem zufällig Gegebenen und Zurückführung auf die einfachste, leistungsmögliche das Wesen der Idee ausdrückende Form. Es ist eine Folgerichtigkeit in dem Werk Giocchinos, die den Hörer erschüttert: ob er will oder nicht, er wird in den Bann dieser unbarmherzigen Gestalten gezogen, die auch dort noch unbarmherzig erscheinen, wo sie gütig sein sollen und lieben. Sie sind groß in ihrer furchterregenden Klarheit und unerbittlich in der folgerichtigkeit ihres Handelns.

Sie erinnern an die Übermenschen des Aeschylus; nur geht Giocchino noch einen Schritt weiter als die attischen Dramatiker: er stellt das Schicksal, das unabänderbare Prinzip nicht über seine Helden; er reißt es vom Himmel herunter auf die Erde und nennt es Arner, Erika, Michael. Seine handelnden Menschen sind nicht nur, wie er will, „Bedeutungen ihrer Leidenschaften“, sie sind die Sublimierung ihres ihnen eigenen Prinzips und damit ihr Schicksal selbst.

So wird erklärlich diese unerhörte Härte des Stücks. Mit Bedacht vermeidet der Dichter alles Gefühlsmäßige, das Verwirrung anrichten könnte, und es scheint fast, als ob er jeden in der Handlung notwendig werdenden Ausbruch in die Bezirke des Herzens mit kalter Nadel in die stählerne Platte seines dramaturgischen Planes gerät und in klaren Linien festgelegt habe.

Alles in diesem Stück ist bestimmt und unheimlich genau. Es ist kein Raum für einen Fehler, so wie es auch bei der Lösung einer mathematischen Aufgabe keinen Fehler geben kann.

*

Es wäre falsch, wollte man aus all dem schließen, daß Klarheit mit Kälte und Unerbittlichkeit mit Gefühllosigkeit gleichzusetzen sei. Giocchino ist viel zu sehr blutbeseelter Künstler, um den Gefahren des Funktionalstils zu erliegen. Eine Szene, wie die große Auseinandersetzung zwischen Arner und Martha im vierten Bilde, ist der Beweis eines Künstlerstums, um das wir Italiener mit Recht beneiden. Und doch bleibt zu bemerken, daß das uns Überraschende und Überzeugende die Sicherheit in der Stellung des Problems und die kristallklare folgerichtigkeit seiner Auflösung ist.

*

Die Inszenierung von Kurt Hoffmann entsprach Wesen und Haltung des Stückes in bemerkenswerter Vollkommenheit. Bis in die kleinsten Kleinigkeiten, bis in die unscheinbarste Nuance wurde sie dem Werke gerecht. In den Bühnenbildern, im Spiel und Wort der handelnden Menschen waren alle Zufälligkeiten vermieden. Jede Geste hatte ihre Bedeutung, jeder Ausbruch war

auf das Sorgfältigste bestimmt und begrenzt. Es war ein Fleiß und eine Gewissenhaftigkeit zu bemerken, die der Achtung und dem Verantwortungsbewußtsein vor der Dichtung Giocchinos entsprechend und am Platze waren. Alles in allem ist wohl das größte Lob: zu sagen, daß man dem Theater zu seinem Dichter, dem Dichter zu dieser Uraufführung gratulieren kann.

Hans Krause-Margraf

MUSIK

Musikbericht aus Breslau

So vielgestaltig ist das Musikleben in unserer Stadt, daß unser Bericht nur flüchtige Oberblicke und einen Querschnitt vermitteln kann, der an wesentlichen Aufführungen das Gesicht des musikalischen Breslauer Aufzuges vermag.

In die Anfangstage unserer Berichtszeit fielen Buß- und Totensonntag. Eine Reihe wertvoller Veranstaltungen folgten der Stimmung dieser Tage.

In der Elisabethkirche ließ Kantor Pierzig in einer Abendliturgie die Totenmesse von Heinrich Schütz zum Erlebnis werden. Das doppelchörige, überdies noch mit einem Solosextett ausgestattete Werk erklang in einer liebevoll vorbereiteten, schlackenreinen Wiedergabe.

In ebenfalls würdigen Feierstunden ehrten den Anlaß dieser Tage Erwin Sattler in der Hofkirche, Rudolf Simon in der Barbarakirche, Fritz Axenfeld in der Pauluskirche und Gerhard Jeggert in der Magdalenenkirche. Jeggerts Aufführung von Mozarts Requiem wurde wieder zu einem erschütternden Eindruck, zumal wenn man sich beim Hören bewußt wurde, daß der geniale junge Meister dieses Werk in der Vorahnung seines eigenen nahen Sterbens geschrieben hatte und der Tod mit der Vollendung dieses Grabgefanges um die Wette gelaufen war.

Das „Deutsche Requiem“ von Brahms gehört seit langen Jahren zum festen Traditionsbestande der Breslauer Singakademie. Unter ihrem Leiter, Prof. Heinrich Boell, hörten wir es diesmal in einer vollendeten Darstellung. Wir kennen das Werk, auch aus anderen Städten, schon viel gedehnter und unferloser. Boell musizierte mit einer Konzentriertheit, die allen Teilen des Werkes in der denkbar besten Weise gerecht wurde, so daß die eindringlichen Steigerungen der Teile 2 und 6 und die hinreißende Fuge am Schluß von Teil 3 in wirklicher Größe standen, dagegen die überirdische Leichtigkeit des Es-dur-Chores „Wie lieblich sind deine Wohnungen“ den herrlichen, beglückenden Gegensatz bildete. Der Chor der Singakademie bewährte sich auf der alten ruhmvollen Höhe. Eine schöne Aufgabe hätte die Singakademie im Eichendorffjahr 1938: Hans Pfitzners Kantate „Von deutscher Seele“, die des großen Romantikers Texte kongenial ausdeutet, aufzuführen und vielleicht den Meister zum Dirigieren einzuladen. Können wir Schlesier den Dichter, der zu uns gehört, schöner ehren?

Von den weihnachtlichen Konzerten möchten wir die erhebende Aufführung des Bachschen Magnificats in der Magdalenenkirche hervorheben, das Gerhard Jeggert zwei Chören aus der Kantate „Nun komm der Heiden Heiland“ folgen ließ.

In der Salvatorkirche setzt Gotthold Richter regelmäßig sich für das Schaffen zeitgenössischer schlesischer Tondichter ein. In den bisherigen vier Abenden brachte er Werke von dem vor sechs Jahren verstorbenen Hans Zielowsky, von dem Waldenburger Max Wagner, von E. A. Doelkel, Walter Jenke, Walter Klopsh, Eberhard Wenzel und sich selbst heraus und bewies somit die schöpferische Vielfalt unserer Heimatprovinz. Man kann Richter

zu dem Entschluß, weiter Pionier zu sein, nur beglückwünschen. Die Leistungen der Kirchchöre gehören zum Kulturbestande eines umfassenden Musiklebens. Um so bedauerlicher ist es, daß die Kirche zunächst seinerzeit Einsparungen an den Chören vornahm und somit diesen wertvollen Kulturträger überhaupt in Frage stellte, nicht einmal begreifend, daß sie sich damit eine ihrer wesentlichen Existenzgrundlagen entzog.

Der Tag der „Deutschen Hausmusik“ warb für das selbständige Musizieren in Haus und Familie, das der Angelpunkt ist für das Aufbauen einer neuen allgemeinen Musikkultur, für das Heranziehen einer großen verständigen Hörerschaft auch der großen deutschen Musik in den Konzertsälen. Alle Arbeit hat hier von unten anzufangen. Es war Gelegenheit, anlässlich des Werbetages in Breslauer Schulen und Privatwohnungen muster-gültige Durchführungen solcher Hausmusikveranstaltungen zu hören. Vom einfachen Lied, vom einfachen Instrumentalsatz bis zur hohen technischen Anforderung wurden die mannigfaltigsten Möglichkeiten aufgezeigt. Als überaus erfreulich darf dabei der Einsatz der Hitler-Jugend gewertet werden, die in der musikalischen Erziehung des Nachwuchses eine gewaltige Verantwortung trägt und ihr mit vollster Einsicht nachkommt. Die Hausmusik in der Landesmusikschule, der ich beizuhören, bewies einige überdurchschnittliche Begabungen, was namentlich das Triospiel der Kammermusikschüler Manfred Gotsh, Horst Schramm und Sigrid von Schalscha beleuchtete.

Das Orchester des Spitzerschen Männergesangsvereins, das Dr. Heribert Ringmann anvertraut ist, bestätigte dessen hervorragende Eigenschaften als Orchestererzieher. Man könnte bei einer Vortragsfolge mit den Haydn-Variationen von Brahms, der Ouvertüre „Verkaufte Braut“ von Smetana und dem Römischen Karneval von Berlioz annehmen, daß einem Laienorchester zu viel zugemutet würde. Um so überraschender war das glänzend bewiesene Gegenteil.

Die „Schlesische Orchestergemeinschaft“ entwickelt sich unter Dr. Fritz Koschinsky's Leitung zu einem immer durchgefeilteren Klangkörper. Die Glück-Gedenkfeier der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ gab Koschinsky Gelegenheit, die Güte seines Orchesters ins Licht zu setzen.

Einige Nachwuchskonzerte verdienen Beachtung, als gerade ihre Träger einer besonders großen Aufmerksamkeit wert sind.

Da bewies zunächst der Beethovenabend Manfred Evers und sein Hauskonzert mit Pfitzners Cellosonate, daß Evers mit seinem großen Können mit an vorderster Stelle des Pianistennachwuchses steht.

Eva-Maria Luka und Karl Rittmeier wandten sich der seltener gehörten Literatur für zwei Klaviere zu und konnten mit ihrer überlegenen Einfühlungsgabe einen großen Erfolg erringen. Sie spielten Originalwerke von Mozart, Brahms, Chopin und Beethoven. Gerade dieser Abend verdiente wegen seiner Seltenheit besondere Beachtung.

Unser einheimischer Cembalist Hans Pischner entwickelt sich immer mehr zu einem gesuchten Künstler. Auf seinen öfteren auswärtigen Konzertreisen hat er eine Reihe von Erfolgen zu buchen gehabt, und auch in Breslau zeigte er in einem Konzert mit der Geigerin Karin Rossander sein Können in Wecken von Scarlatti, Ph. Em. Bach, Händel, Bach und Mozart.

Die beiden ersten „Stunden der Musik“ rechtfertigten ihre Einrichtung in vollem Umfange, so daß man nur häufige Wiederholungen wünschen kann. Das Klavierspiel Hilde Morzeziniek-Lautenschlägers und Günther Weinert, der Gesang Ursula Eichhoffs und namentlich das Geigenpiel (D-dur Violinkonzert von Paganini) August Schneiders stellte diese Vollblutmusiker als im Technischen und Musikalischen ausgereifte Künstler dar.

Im Rundfunk hörte man die „Meisterfinger“ in einer sehr sorgfältigen Ausführung mit Bayreuther Kräften. Auch die großen Sendekonzerte unter Prade und Professor Dr. Karl Böhm sowie

die vielen ausgezeichneten kammermusikalischen Veranstaltungen zeugten von der hohen musikalischen Qualität des Breslauer Sendeprogramms. —

Eine pianistische Überraschung war der junge Ungar Julian von Karolyi, der seine schwierige Folge mit technischer Vollkommenheit und musikalischer Überzeugungskraft meisterte. —

Wir sahen zwei große Gastdirigenten im Konzerthaus: Hermann Abendroth dirigierte die Schlesische Philharmonie und gestaltete Bruckners Sechste und Brahms' Erste unter dem begeistertsten Beifall der Breslauer.

Furtwängler besuchte uns mit seinen Berliner Philharmonikern. Wie er etwa den Schlusssatz der fünften von Beethoven ansetzte, war allein schon so hinreißend, daß einem alle etwaigen Vergleichsversuche entfallen. Auch Pfitzners „Käthchen“-Ouvertüre kann strahlender einfach nicht gedacht werden. Das 5. Brandenburgische Konzert von Bach, durch Furtwängler am Klavier geleitet, war so lebendig musiziert bei einem Höchstmaße an persönlicher Gestaltung, daß eingefleischtesten Musikwissenschaftlern der Gedanke an „stilgemäße“ Bachaufführungen verging. Die unmittelbare Frische dieser Musik war durchaus stilgemäß.

Anfang Dezember sprach der Präsident der Reichsmusikkammer, Peter Raabe, vor den Breslauer Studenten in einer Veranstaltung, die von der Studentenbundsgruppe der Landesmusikschule künstlerisch in einer dem Anlaß würdigen Weise ausgestaltet wurde. Präsident Raabe betonte, daß seine größte Sorge der Erziehung der musikaufnehmenden Öffentlichkeit mehr als dem Musiker selbst zugewandt sei, weil davon zum wesentlichen Teil die Zukunft unserer Musikkultur abhängt. Dagegen würde ein Künstler, wenn er wirklich einer sei, sich schon selber durchsetzen. Erst nach dem eigenen Bemühen würde die Hilfe wirksam einsetzen. Raabes Ansichten von der Erziehung der Hörerschaft werden, falls sie von allen musikorganisatorisch maßgebenden Stellen geteilt werden, über kurz oder lang eine wesentliche qualitative Hebung des Musikbedürfnisses im deutschen Volke herbeiführen.

Horst Balfanz

SCHRIFTTUM

Hans Krebs und Emil Lehmann: **Wir Sudetendeutsche**. Erwin Runge Verlag. 1937. 168 Seiten. 96 Karten und Bilder. Preis: Leinwand 4,35 RM., Karton 3,20 RM.

Unter den von A. Hillen-Ziegfeld in der Reihe „Deutsches Volk“ herausgegebenen Einzelschriften über die deutschen Stämme und Volksgruppen stellt das Büchlein „Wir Sudetendeutsche“ in zweifacher Hinsicht ein wertvolles Geschenk der beiden großen Sachkennner Krebs und Lehmann dar. Einmal bietet es eine umfassende Schau, die neben der Vermittlung einer Fülle Wissenswerten über die sudetendeutsche Volksgruppe zugleich zum Verständnis der Fragen zwingt, zum anderen verspricht das Büchlein durch die volkstümliche und doch tiefgehende Art der Darstellung eine unentbehrliche Handhabe für die volkspolitische Erziehung, für die Schule und die Schulungsarbeit (schlechthin zu werden. Ausgehend von dem Schicksal der Deutschen Böhmens, Mährens und Schlesiens, die durch die Ereignisse der Nachkriegszeit zur Gemeinschaft der „Sudetendeutschen“ zusammengeschweißt wurden, wird die mannigfaltige Gliederung des von ihnen bewohnten Raumes sowie die stammliche Vielfalt herausgearbeitet, wobei die über die heutige Reichsgrenze hinüberwachsende Verwandtschaft mit den Bayern, Sachsen und Schlesiern in ihrer Bedeutung für das Gesamtdeutschtum deutlich zum Ausdruck kommt. Der geschichtliche Abriß bringt das wechselvolle Schicksal, den jahrhundertalten Volkstumskampf in einem

knappen, aber durchaus umfassenden Überblick und muß als sehr wertvoll bezeichnet werden; sehr gut der Abschnitt über den „hussitischen Tschechenaufstand gegen das deutsche Volk und Reich“. Der Versuch, auf so beschränktem Raum den Leser auch mit der Art und dem Wesen des Sudetendeutschen bekanntzumachen und die kulturellen Leistungen zu würdigen, ist als gelungen zu bezeichnen, zumal es den Verfassern darauf ankommt, eine vielseitige Darstellung der sudetendeutschen Fragen zu geben. Mit wirkungsvoller Eindringlichkeit wird das harte Gegenwärtsschicksal der sudetendeutschen Volksgruppe aufgerollt und der schwere Daseinskampf geschildert, wobei zugleich der geschlossene Einsatzwille und die volksdeutsche bewußte Haltung im Volkstumskampf zum Ausdruck kommen, die mit der Jahrhundertaltalen Lösung enden: „Das Sudetendeutschtum ergibt sich nicht!“ Durch eine Geschichtstafel und eine Zusammenstellung des wichtigsten sudetendeutschen Schrifttums sowie durch eine lange Reihe beigegebener Bilder und Karten erhält das Ganze eine recht nützliche Bereicherung. G e o r g M ü l l e r

Josef Pfišner: Sudetendeutsche Geschichte. 2. Auflage, Reichenberg i. B. 1937. 94 Seiten. Sudetendeutsches Volk und Land. 13. Heft. Sudetendeutscher Verlag Karl Kraus, Reichenberg i. B. 8 Abb., geh. 1,80 RM., Leinw. 2,25 RM.

Die Schrift des aus dem österreichisch-schleisischen Altvatergebietes stammenden Prager Geschichtsforschers besteht aus drei Arbeiten: I. Das geschichtliche Schicksal der Sudetendeutschen und Tschechen, II. Geschichte der Sudetendeutschen, III. Die geschichtliche Stellung der Prager deutschen Hochschulen. Bei allen diesen Beiträgen kommt Pfišner seine genaue Kenntnis der tschechischen Sprache und der tschechischen Auffassungen gegenüber den von ihm behandelten Fragen zugute. Da er vor allem in dem mittelsten, beinahe zwei Drittel des Ganzen einnehmenden Aufsatz auf das wichtigere Schrifttum in beiden Sprachen verweist, schafft er mit seiner Übersicht zugleich in knappster Form ein Handbuch, das zur Weiterarbeit einlädt. Pfišners Schrift wird daher in erster Linie dem ernsthaft Forschenden ein verlässlicher Ratgeber sein, der ihn nicht nur über die Tatsachen selbst unterrichtet, sondern auch über die Gedanken, die sich namhafte deutsche und tschechische Gelehrte der Sudetenländer über den Gesamtverlauf von deren Geschichte machen. Sehr wohlthuend berührt die klare Unterscheidung zwischen den Tschechen als einem eigenen kleinen Volk und den Sudetendeutschen als einem Teil des großen deutschen Gesamtvolkes. E. B.

Alfred Schmidtmayer:

1. **Geschichte der Sudetendeutschen.** Erweiterte Auflage 1936. 317 Seiten, Leinw. 3,75 RM.
2. **Geschichte der Sudetendeutschen.** 302 Seiten. Leinw. 3,75 RM. 1938. Pöschel-Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz-Leipzig.

Beide Bücher erzählen leicht und volkstümlich in anschaulicher, kräftiger Sprache von der Geschichte des sudetendeutschen Volksteiles. Das erste folgt, ohne die kulturgeschichtlichen Neigungen des Verfassers zu verleugnen, den großen Zügen der politischen Entwicklung von der Vorgeschichte bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Das zweite ergänzt dieses Bild in der Art, die wir bei Gustav Freytag lieben. Die kolonisierenden Klöster, das deutsche Dorf, die deutsche Stadt des Mittelalters treten im Auf und Ab der Zeiten vor unser Auge, ständische Kämpfe, Hussitenkriege und Bedrückung, die Reformation und die schwere Last der gutherzlichen Untertänigkeit, dann die Sprachenverteilung im Sudetenraum, die neuzeitliche hausgewerbliche Entwicklung, der Anfang der Industrialisierung, die Wandlungen im 18. und 19. Jahrhundert mit dem allmählichen Aufkommen des nationalen Kampfes. Die Schul- und Verfassungsfragen dieser Vorkriegsjahrzehnte werden mit der gleichen für sich sprechenden Selbstverständlichkeit vor den Leser gebracht, wie die Rückbesiedlung des Mittelalters. Dabei spürt man unter den bunten Farben der

schönen Erzählung die ernsthafte Durchdringung. Manchmal treten auch deren methodische Probleme hervor, aber ohne Schulmeisterei und wissenschaftlichen Apparat. E. B.

Josef Pfišner: Sudetendeutsche Einheitsbewegung, Werden und Erfüllung. Nach der Beschlagnahme 2. Auflage. 1937. Verlag Karl H. Frank, Karlsbad-Leipzig. 105 Seiten, 1,25 RM.

Pfišner hat vor Jahren ein umfangreicheres Buch über das nationale Erwachen der Sudetendeutschen veröffentlicht. Hier faßt er die Grundlagen für das deutsche Nationalbewußtsein im Sudetenraum und seine Entwicklung vor 1848 und von 1849 bis 1918 noch einmal knapp zusammen. Der Hauptteil der Schrift ist der Zeit von 1918 bis 1933 gewidmet und den verschiedenen Strömungen, die während dieser Jahre um die politische Führung des Sudetendeutschtums ringen, der Schluß kennzeichnet die Einheitsbewegung Konrad Henleins als die Erfüllung dieses Strebens. Für die mitunter sehr unterschiedene und klare Stellungnahme Pfišners sprechen die Sätze, die wir auf S. 42 veröffentlichten und die seinem Buche (Seite 102) entstammen. E. B.

Die SDP. im Parlament. Ein Jahresbericht 1935/36, im Auftrage der Hauptleitung und des Vorstandes des parlamentarischen Klubs der SDP. und der KDP. von Ing. Konstantin Höß zusammengestellt. 335 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Verlag Karl H. Frank, Karlsbad-Leipzig, 1937. Geh. 2,75 RM.

In der Schrift, die mit einem ausführlichen Orts-, Sach- und Personennachweis versehen ist, finden sich eine Fülle von Bemerkungen und Berichten über den Parlamentarismus in der Tschechoslowakei, seine Einrichtungen, das Partei- und Abgeordnetenwesen der Sudetendeutschen und Karpatendeutschen Partei, ihr Verhältnis zu den anderen Parteien, ihre Sitzungen und vor allem ihre Tätigkeit im Parlament. Nach Sachgebieten geordnete Auszüge aus den Reden der Abgeordneten und Senatoren der Henlein-Partei bilden den Hauptteil dieses parlamentarischen Rechenschaftsberichtes. E r n s t B i c h e

Gustav Fochler-Hauke: Deutscher Volksboden und Deutsches Volkstum in der Tschechoslowakei. Verlag Kurt Döwinkel, Heidelberg-Berlin 1937. 325 Seiten. Mit 6 Karten. Bücher der Grenzlande. Band 2. 7,50 RM.

Die Darstellung von Fochler-Hauke ist wohl die erste, die den Versuch macht, das Deutschtum der Tschechoslowakei in seiner vielfältigen Abhängigkeit von der Natur des Landes zu sehen. Es ist erstaunlich, welche Unterschiede in dieser Hinsicht zwischen den einzelnen Volkstumsgruppen und -inseln aufleuchten, wie sich die Fruchtbarkeit des Bodens mit biologischer Widerstandskraft und fruchtbarer Ackerbauzonen mit Kinderarmut paaren. Daneben versteht es der Verfasser, in flüssigem Stil die engen Beziehungen herauszuarbeiten, die zwischen dem Gesamtdeutschtum und den von ihm eingeschlossenen Tschechen nicht bloß in kulturell-wirtschaftlicher, sondern auch in volksbiologischer Hinsicht bestehen. Genau so wie das Tschechentum schon auf Grund seiner Lage im mitteleuropäischen Raum nicht seine Beziehungen zum deutschen Volkstum auf die Dauer lösen kann, ohne ernsthaften Schaden zu nehmen, ist auch das Deutschtum des tschechoslowakischen Vielvölkerstaates zur Bindung ans Gesamtdeutschtum verpflichtet. Solch eine Einsicht bei den Tschechen und den kleinen Gruppen der aktivistisch-separatistischen Sudetendeutschen würde die Lösung der heute schwer auf der mitteleuropäischen Volkspolitik lastenden sudetendeutschen Frage bedeuten. Die Tatsache, daß eine solche besteht, weil die berechtigten Forderungen nach sudetendeutscher Selbstverwaltung trotz Versprechungen und Garantien bisher nicht erfüllt worden sind, verpflichtet das Gesamtdeutschtum zu innerem Anteil am Schicksal der sudetendeutschen Volksgenossen. Haben in entscheidenden Stunden Sudeten- und Gesamtdeutschtum versagt, so haben die Tschechen es umgekehrt verstanden, nicht bloß ihre Versprechen zu vergessen, sondern ihre Lösung der sudetendeutschen Frage durch wirtschaftliche und

völkische Vernichtung der 3½ Millionen Deutschen in dem von ihnen beherrschten Staat zu beginnen.

Um alle diese Zusammenhänge klar herauszustellen und sich nicht durch einseitige Stellungnahme den Blick für das deutsche Nationalitätenproblem der Tschechoslowakei zu trüben, hat Fochler-Glauke das neueste Schrifttum (270 Nummern) möglichst lückenlos verarbeitet. Er gibt einen knappen Überblick über den heutigen Staat, verfolgt die Geschichte der deutsch-tschechischen Berührungen und Auseinandersetzungen von der Frühzeit bis zur Staatsgründung, charakterisiert den deutschen Volksboden und die Sprachgrenze, um dann in etwa zehn Abschnitten die einzelnen sudetendeutschen Volksteile in ihren Unterschieden und Gleichheiten zu beschreiben. In den zusammenfassenden Schlußabschnitten werden die siedlungspolitische Lage und berufliche Gliederung, die Wirtschaftszweige, Rasse und Lebenskraft der Sudetendeutschen sowie der sudetendeutsche Anteil an der gesamtdeutschen Kultur, das sudetendeutsche Bildungswesen, die geistige Berührung zwischen Deutschen und Tschechen und der schwere nervenermüdende Kampf um Gleichberechtigung und politische Erneuerung anschaulich und fesselnd geschildert. Diese von einem heute im Reich wirkenden Sudetendeutschen geschriebene Grenzlandbuch ist eine der besten Unterlagen für die volkspolitisch dringend erforderliche Aufklärung über den Volkstumskampf unserer Volksgenossen jenseits der Grenzpfähle.

Herbert Schlenger

Erwin Winkler: „Die Tschechoslowakei im Spiegel der Statistik“. 89 Seiten. Mit zahlreichen Abbildungen und Karten. Verlag Karl H. Frank, Karlsbad-Leipzig 1937. Geh. 2,80 RM.

Erwin Winkler hat im Verlag von Karl H. Frank, Karlsbad-Leipzig 1937, ein Buch herausgegeben, das von vornherein als unentbehrlicher Führer durch alle wichtigen Lebensbereiche des tschechoslowakischen Staates bezeichnet werden muß. Uns interessieren in erster Linie die ausführlichen Angaben, die das Werk über die deutsche Volksgruppe und sämtliche anderen in der Tschechoslowakei wohnenden Nationalitäten enthält. Die Nationalität war auch bei der Volkszählung von 1930 nach der Muttersprache einzutragen. Von der Gesamtbevölkerung von 14 729 536 Menschen weist die amtliche Darstellung der Volkszählung 51,15 v. H. den Tschechen zu. An zweiter Stelle steht die deutsche Volksgruppe mit 3 231 688 Menschen oder 22,32 v. H. Die Slowaken folgen in weitem Abstände mit 15,76 v. H., dann die Ungarn mit 4,78 v. H., Russen, Kleincrussen und Ruthenen zusammen mit 5,79 v. H., die Juden mit 1,3 v. H. und zuletzt „andere“ mit 0,9 v. H. Die Tschechoslowakei ist der einprägsamste Nationalitätenstaat Europas. Der Anteil der deutschen Volksgruppe an der Gesamtbevölkerung ist zwar im Laufe der Zeit zurückgegangen, doch überragt er mit fast 3½ Millionen Menschen erheblich die Gesamtbevölkerung Lettlands (1,9 Millionen), Litauens (2,48 Millionen) und Norwegens (2,87 Millionen). — Von dieser Aufgliederung aus stellt Winkler die Bevölkerung nach der Volksgruppenzugehörigkeit in den einzelnen Ländern der Tschechoslowakei dar und bietet eine ausgezeichnete Nationalitätenkarte der Sudetenländer im Maßstab 1:750 000. Es folgen Angaben über die Bevölkerungsdichte und die Verteilung auf Stadt und Land. Besonders sorgfältig wird die natürliche Bevölkerungsbewegung behandelt, und eine Karte zeigt die erschütternde Not der Sudetendeutschen, deren Siedlungsgebiet von der Südspitze der Grafschaft Glatz aus in einem breiten Streifen bis zum Norden hinauf in der Gegend um Ruffig durch Stillstand, meist sogar durch Rückgang der Bevölkerung gekennzeichnet ist. Anschließend folgt die Darstellung der Wanderungsbewegung. Sie erweist eine starke Unterwanderung der deutschen Gebiete durch Tschechen. Die folgenden Abschnitte behandeln die berufliche Struktur, die Grundbesitzverteilung und die wirtschaftlichen Faktoren. Im Abschnitt über das Schulwesen tritt die sudetendeutsche Not noch einmal erschütternd zu Tage. Der Textteil, durch zahlreiche gute Karto-

und Diagramme veranschaulicht, schließt mit einer Übersicht über das Parteiwesen und die Wahlergebnisse. Wertvolles Zahlenmaterial bietet der Tabellenteil. Die gewonnenen Ergebnisse faßt Winkler am Schluß zusammen und fügt ihnen eine englische und französische Übersetzung bei. „Die tschechische Nationalstaatsidee steht auf sehr schwachen Füßen“, so schließt das Buch ab. „Das beweist auch das tschechoslowakische amtliche Zahlenmaterial. Wir hoffen, daß diese Tatsache auch eines Tages auf tschechischer Seite anerkannt wird. Die deutsche Volksgruppe im Staate hat sich zahlenmäßig behauptet. Viele unserer Nachbarn ließen sich nicht träumen, daß man 1930 nach tschechoslowakischer Zählung noch um 108 000 Deutsche mehr zählen würde als bei der vorletzten Volkszählung. Auch in Zukunft wird man mit der sudetendeutschen Volksgruppe rechnen müssen.“

Die Arbeit von Winkler ist dringend jedem zu empfehlen, der zuverlässige Einsichten in die Fragen des Deutschtums in der Tschechoslowakei gewinnen will.

Heinz Rogmann

Deutsches Leben 1938. Almanach zum zehnjährigen Bestehen des Adam-Kraft-Verlages. Ein Jahrbuch, zusammengestellt von Ernst Frank, 256 Seiten und zahlreiche Abbildungen. Karlsbad-Leipzig. Geh. 1,— RM.

Anlässlich seines zehnjährigen Bestehens hat der Adam-Kraft-Verlag in Karlsbad sein Jahrbuch zu einem Verlagsalmanach erweitert und den sudetendeutschen Dichtern gewidmet. Wenn der mutige und weitblickende Schöpfer dieses Unternehmens mit Stolz feststellen kann, daß fast alle wertvollen Namen des Sudetendeutschtums in seinem Verlagsverzeichnis vertreten sind, so dürfen wir dem hinzufügen, daß wir keine eindrucksvollere und vielseitigere Einführung in die literarische Leistung des heutigen Sudetendeutschtums zu nennen wüßten als diesen gediegenen Almanach, der uns in Selbstzeugnissen, Schaffensproben und Abbildungen rund 40 sudetendeutsche Dichter und Schriftsteller nahebringt. Unsere Generation kann sich ja leider nur selten noch die Zeit nehmen, das Lebenswerk eines Dichters in seinem ganzen Umfang sich zu eigen zu machen, und direkt schon vor seitenreichen Büchern leicht zurück. Um so willkommener muß uns eine solche Gelegenheit sein wie hier in dem Adam-Kraft-Almanach, in geschickt ausgewählten Proben mit Männern wie Bruno Brehm, Erwin Guido Kolbenheyer, Wilhelm Pleyer, Karl Hans Strobl oder Hans Wählik vertraut zu werden, und manchen Leser mag solche erste Fühlungnahme dann dazu verlocken, dauernde Freundschaft mit diesen Schaffenden zu schließen. Wir wünschen dieser Festgabe den starken Wiederhall, den sie gerade über das Sudetendeutschtum hinaus entschieden verdient.

Ludwig Petry

Gustav Jungbauer: Das Volk erzählt. Märchen, Sagen, Schnurren und Schwänke. 463 Seiten. Leinen 4,80 RM. Adam-Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz, 1937.

Diese umfangreiche Sammlung besteht aus drei, auch gefondert erschienenen Teilen: dem „Luftigen Buch“ (Deutsche Schnurren und Schwänke), „Aus der Kinderzeit“ (Deutsche Märchen), „Heimat und Volk“ (Sagen). Sie enthält 138 Schwänke, 37 Märchen und 250 Sagen. Alle diese Volkserszählungen stammen aus dem sudetendeutschen Gebiete, über ihre Herkunft im einzelnen unterrichten die knappen, aber sorgfältigen Anmerkungen am Schluß jedes Buchteils. Aus ihnen, den reichen Quellennachweisen und den kurzen Einführungen Jungbauers wird auch der Freund der volks- und heimatkundlichen Arbeit viel entnehmen können. Ungewollt nötigen sie zu hoher Achtung vor der Leistung des Herausgebers (von den Sagen waren 172, von den Märchen bisher zehn unveröffentlicht!), dessen feine ausgleichende Hand das Ganze im höchsten Maße lebendig und lesenswert erhalten hat. Ein paar Schwänke haben wir in dieses Heft übernommen — sie zeigen, wie bei aller Stammesmäßigen und landschaftlichen Eigentümlichkeit, die Gestalten und Gegenstände des Volkshumors über den großen deutschen Raum hin dieselben bleiben.

Wie sehr man über alle Freude an diesem köstlichen Volksgut dabei auch zu ernstern Schlüssen genötigt wird, erweist folgende Beobachtung Jungbauers, daß besonders viele Sagen sich gegen die Bedrückter des Volkes wenden und damit dartun, „daß der Sudetendeutsche einen scharf ausgeprägten Sinn für Recht und Gerechtigkeit besitzt.“ Ernst Birke

KRAFT DURCH FREUDE

Die Tegernseer in Schlesien

Die Tegernseer Bauernbühne gibt wieder einmal eine Gastspielreise in unserem schlesischen Heimatgau. Seit dem Bestehen der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ ist Lindners Spieltruppe in Schlesien sehr volkstümlich geworden, und ihre bisherigen Gastspielreisen waren ein einzigartiger Erfolg. Diesmal bringt die Bauernbühne uns zwei neue Stücke auf ihrem Programm: „Der Hunderte im Westentascher“ und „s Bankerl unterm Birnbaum“. Wenn es die Absicht der Tegernseer ist, bayerische Volksstücke zur Darstellung zu bringen, aus denen der derbe, kantige, aber doch herzliche Humor und der unverwüßliche Lebensmut jenes Volksstammes spricht, so ist die Absicht voll und ganz erreicht. Aber Lindners Tegernseer haben eine größere Aufgabe, als nur zu einem deutschen Volksstamm zu sprechen. Die Komik, die Lebensauffassung, vor allem aber die kräftige, lebensnahe Darstellung spricht zu dem gesamten deutschen Volke und hat gerade dem, der ein Auge für die uralte Überlieferung, die auch im Wit und Humor des Volkes steckt, ungeheuer viel zu sagen. Die Bauern, Meister, Deandln und Lausbuben, sie gibt es doch nicht nur in Oberbayern, sondern im ganzen Reiche, und immer kehrt auch das alte Spiel zu zweien wieder. Dazwischen sind die Musikeinlagen, die teils echte, alte bayerische Musik, teils neuere Stücke wiedergeben, alle jedoch in vorzüglicher Befetzung mit Zither und Geige. Diese Einlagen sind auch nicht nur als der Musik wegen zu begrüßen, sondern sie wirken auch, wie alles, was die Tegernseer tun, schön auf das Auge durch das fein abgestimmte Bild der Trachten. Die beiden neuen Stücke stehen auf der gleichen Höhe wie die alten, und wir sind überzeugt, daß vor allem bei dem Bauern, für den sie ja geschrieben sind, auch diese Gastspielreise der Lindners Tegernseer ein voller Erfolg werden wird.

Das Jahresreiseheft der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“

Von der stets wachsenden Arbeit, Bedeutung und Wicksamkeit der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ zeugt das schöne, bunte Reiseheft des Gau's Schlesien, das Mitte Januar erschienen ist. 133 Reisen sind in diesem Heft enthalten, also anderthalbmal soviel, wie das Programmheft des vorigen Jahres enthielt. Eine richtige Rundreise durch Deutschland machen wir, wenn wir die hübschen Bilder des Buches durchblättern. Aber Schlesien, Sachsen, Süddeutschland, Westfalen, Seeküste, Ostpreußen, Berlin geht es in buntem Reigen. Die Auswahl der Bilder ist so getroffen, daß jedes einzelne irgendwie etwas Besonderes von der Landschaft jener Gegend und den Menschen befragt. Untermalt werden die Bilder durch beigefügte Texte. Im Gegensatz zu dem vorjährigen Jahresprogramm sind diesmal die technischen Daten jeder Reise schön übersichtlich auf den Innenseiten zusammengetragen, so daß sie bequem und übersichtlich zusammenliegen, außerdem aber das graphische Bild nicht stören. Der graphische Aufbau des Heftes kann ohne Übertreibung als musterträchtig angesehen werden, und so ist das Buch nicht nur ein rechtes Buch zum Planen, sondern auch eine schöne Bereicherung für jeden Bücherschrank.

Schlesische Erzieher als Künstler und Wissenschaftler

In den Ausstellungshallen am Christophoriplatz findet zur Zeit die Ausstellung „Schlesische Erzieher als Künstler und Wissenschaftler“ statt. Die Ausstellung ist keine Verkaufsausstellung, sie erhebt auch nicht den Anspruch auf Vollständigkeit, denn das Gebiet ließe sich im Rahmen einer Ausstellung nie und nimmer erschöpfen. Das wichtige an ihr ist die große Schau, die uns einen Blick in den Geist und das private Schaffen der Erzieher unserer Jugend gewährt.

Denn wir fordern heute gerade vom Erzieher mehr als nur die nüchterne Überlieferung toten Wissens, das, irgendwann einmal erworben, nun weitergegeben wird. Der Erzieher soll der Jugend die Liebe und die Begeisterung einpflanzen für unsere kulturellen Aufgaben. Aber nur der vermöchte wirklich diese Begeisterung zu erzeugen, dem der Beruf mehr ist als purer Broterwerb. Die Liebe zur Sache muß auch das Freizeitschaffen des Erziehers ausfüllen, wenn anders er überhaupt Anspruch auf diesen Namen erheben will, denn Erziehung erfordert ganze Menschen. Wissenschaft und Kunst, so wie es schon in der Natur der Sache bedingt ist, sind die beiden Gebiete, die in der Ausstellung zu Worte kommen, und den größten Raum nimmt, wie leicht zu erwarten war, die Malerei ein. Auf diesem Gebiet ist es nicht nur die Technik, sondern vielleicht noch mehr die Auswahl des Motivs, die von ausschlaggebender Wichtigkeit ist. Wir erkennen auf den ersten Blick, daß die heimatlische Landschaft vorwiegt und die Komposition davor stark in den Hintergrund tritt. Gerade beim Erzieher ist dies Moment besonders zu beachten, und es gibt verschiedene Gründe, auf die wir es zurückführen können. Zunächst einmal fehlt dem Erzieher gegenüber dem freien Künstler, wegen der beruflichen Belastung, die zeitliche Voraussetzung, die zur Komposition wesentlich größer ist als zur Landschaft. Der andere Grund jedoch ist von noch größerer Wichtigkeit: Menschen verschiedenster Art gehen durch die Hände des Erziehers. Sie bringen verschiedene Talente und Anlagen mit, die Grundlage aber, die allen gemeinsam ist, ist die Heimat, und das Ziel der Erziehung kann immer nur die Liebe zur Heimat sein. Was wunder nun, wenn diese Heimat, der alles Schaffen gilt, sich auch in den Bildern spiegelt. Landschaft, Blume, Tier und Kind sind die beliebtesten Motive. Es würde ungerichtet sein und außerdem zu weit führen, einzelne Namen aufzuführen.

Neben der Malerei steht die wissenschaftliche Arbeit. Vor allem an Vorgefichte und Volkskunde leistet der Erzieher den größten Teil der ungenannten Kleinarbeit, die die Grundlage zu jedem wirklichen Aufbau auf diesen Gebieten ist. Diese mühevollen Arbeit erfährt hier einmal eine Würdigung.

Vor allem aber in der Literatur nimmt das Schaffen des Erziehers einen breiten Raum ein, einen Raum, der weit über die lokale Heimatbedeutung hinausgeht. Wir gedenken nur dreier Männer, deren Namen im ganzen Reich und auch über die Grenzen hinaus einen großen Ruf haben: Hermann Stehr, Hans Christoph Kaergel und Paul Keller. Neben ihnen steht die große Schar der weniger Bekannten, die eine große Bedeutung im Geistesleben der Heimat haben. Im Mittelpunkt des Schaffens steht auch hier immer wieder die Heimat neben dem Kriegserlebnis im Vordergrund.

Eine Sammlung von Fibeln, von der ältesten bis zur neuesten, bildet die Überleitung zu einem neuen Zweig der Literatur, deren geistiger Ahnherr vielleicht der Schlesier Gustav Freytag mit seinen „Ahnem“ gewesen ist. In kleinen Bändchen für den Schulgebrauch gewinnt die Geschichte der Heimat neues Leben, das die übermittelten toten Daten und Zahlen belebt.

Leistungen einzelner sind es, die in der Ausstellung zusammengetragen sind. Das Urteil ist dem Beschauer überlassen. Das Zeugnis jedoch, was sich die schlesische Erzieherchaft hier durch ihre Leistungen ausstellt, ist das beste, was man sich denken kann. Es ist der Beweis dafür, mit welcher Liebe und Begeisterung der schlesische Erzieher seine Aufgabe im Dienste von Volk und Heimat erfüllt. Hans-Georg Rehm

William Kramer

Breslau, Schweidnitzer Straße 38/40

Mäntel und Anzüge · Oberhemden, Cachenez und Schals
in aparten Mustern · Krawatten und Hüte bester Marken
Plaids, Rockdecken · Einrichtungskoffer und Reisetaschen

Leder-Jacken und -Mäntel, vollendet in Paßform und
Verarbeitung · Kamelhaar-Jacken und -Mäntel
Straffalaine-Kleider · Besonders schöne Handtaschen

Über allem: Qualität

Heimabendgestaltung für euch, schaffende Frauen!

Wort des Monats (von Niehsche):

Seit es Menschen gibt, hat der Mensch sich zu wenig
gefreut. Lernen wir uns freuen, so verlernen wir am
besten, anderen wehe zu tun und Schlechtes aus-
zudenken.

Gedenktage des Monats:

23. Februar 1930:

Todestag Horst Wessel.

4. Februar 1936:

Wilhelm Gustloff, Landesgruppenleiter der NSDAP in
der Schweiz, durch den Juden Frankfurter ermordet.

15. Februar 1890:

Reichsorganisationsleiter Pp. Dr. Ley geboren.

Unser erster Vorschlag:

Lied: „fangt an...“ (Liederblatt 1 für Werkfrauengruppen).

Gedicht von Reinhold Kosch: „Froher Werktag.“

Laßt den Werktag festlich sein
Und geht froh ins Lohngedinge!
Kraft und Güte legt darein,
Daß die Arbeit Segen bringe!

Wo der Hammer tausend fällt,
Stirn und Faust am Werke walten,
Brüder, das ist eure Welt,
Und ihr sollt sie froh gestalten!

Wir lesen vor aus dem Buch von Dr. Ley: „Deutschland ist schöner
geworden.“

Sicherlich befinden sich Kameradinnen in jedem Heimabend-Kreis,
die schon einmal an einer KdF.-Fahrt teilgenommen haben. Diese
Kameradinnen können dann eine kleine Schilderung ihrer Erleb-
nisse geben, was bestimmt Freude bereitet.

Lied: „Jetzt kommen die lustigen Tage“ (Liederblatt 5).

Unser zweiter Vorschlag:

Lied: „Nur der Freiheit gehört unser Leben“ (Liederblatt 6).

Wir lesen vor aus „Mein Kampf“, Seite 54 bis 65: „Wandlung
zum Antifemiten.“

Dies soll eine Ermahnung und nochmaliger Hinweis sein an unsere
werkstätigen Frauen, daß auch die Lösung der Judenfrage mit
von ihnen abhängt.

Lied: „Kein schöner Land in dieser Zeit...“ (Liederblatt 2).

Seidenstoffe + Wollstoffe + Samte

Die schönen  **Modestoffe**

Breslau, Schweidnitzer Straße 1, am Ring

Privatschule für Kurseschrift und Maschinenshreiben

Ella Hildebrandt

Plte Taschenstraße 10/11 / Fernsprecher 213 05

Mitglied des Prüfungs-Ausschusses der Industrie- u. Handelskammer Breslau

Anspruchsvolle Drucksachenverbraucher werben
mit Drucken aus unserem leistungsfähigen Betrieb

NS-Druckerei Breslau

Breslau 2, Flurstraße 4, Fernruf 525 51

PIANOS-RADIO

neu und gebraucht

Reparaturen — Miete — Stimmungen

Günstige Zahlungsbedingungen

Piano- und Radiohaus

J. Grospietsch

Breslau, Schweidnitzer Stadtgrab. 22, Ecke N. Taschenstr. - Ruf 201 36

F I L M

Filmspiegel

Neben Werbefilm, einem Querschnitt durch die nächste Premiere und der Tonwochenschau fristet der Kulturfilm sein noch viel zu wenig beachtetes Dasein. Er gehört zum „Beiprogramm“, und damit ist er in den Augen manches Besuchers nur ein Füller, zu dem Zwecke geschaffen, die Zeit auszufüllen, den man eben wohl oder übel hinnehmen muß, wenn man den Hauptfilm sehen will. Und es wäre nun wirklich an der Zeit, endlich einmal mit diesem Vorurteil aufzuräumen. Schweigen wir von den Mühen und der Arbeit, die in jedem Kulturfilm steckt, der meist unabhängig vom Atelier oft unter den schwierigsten Verhältnissen gedreht werden mußte, lassen wir uns allein packen von der Handlung, und der Kulturfilm hat eine Handlung, denn er offenbart uns das Wunder der Heimat oder des Werdens oder Lebens, draußen in der Natur und unter den kleinsten Lebewesen.

Zu den Kulturfilmen, die auch den nüchternsten Zuschauer packen, gehört der Film von der

„Kamerajagd auf Seehunde“

der „im Beiprogramm“ zu dem Film „La Habanera“ in Breslau gezeigt wurde. Er führt uns, mit Fernobjektiv und Sonnenblende, zu diesen scheuesten Tieren der Nordsee, die wir sonst nur aus den Zoologischen Gärten kennen, beim Spiel auf einer Sandbank der Nordsee. Vom Lockruf des Seehundjägers, der ein Jungtier aus dem Wasser heraus auf den Strand lockt, bis zum Seehunds-Idyll auf dem Sande, von menschenferner Beschaulichkeit und mütterlicher Tierliebe gibt dieser Film einen Aufriß, wie man ihn in einer solchen Eindringlichkeit wohl kaum vorher gesehen hat. So reiht sich dieser Kulturfilm würdig in die Anzahl jener Filme ein, die uns immer wieder fesseln, auch wenn wir sie schon zwei- oder dreimal gesehen haben, und die es wert sind, noch nach Jahren wieder einmal in einer Sonderveranstaltung gezeigt zu

werden, ebenso wie wir mit feierlicher Spannung Alfred Wegeners letzte Fahrt im Film „Das große Eis“ noch einmal miterlebten.

Von dem Fernweh des Menschen künden zwei neue Filme,

„Andere Welt“,

ein Film, der uns nur leise anspricht, denn er bleibt an der Oberfläche, läßt vor unfremem Auge die äußerlichen Sonderheiten einer uns fremden Welt vorüberziehen, deren Wirkungen — trotz des ausgezeichneten Spiels von Käthe Gold und Carl Ludwig Diehl — nur einen schwachen Nachhall haben, und

„La Habanera“,

ein Film von Fernweh und Heimweh. Aus dem nüchternen, ein wenig pedantischen Leben Stockholms flieht die junge Schwedin Astrée Sternhjelm in das Abenteuer, in den geheimnisvollen Zauber einer fremden mittelamerikanischen Insel, in ein Leben, das ihr, wie das Lied, die „Habanera“, eine Verheißung scheint. Aber nun, da das Fernweh gestillt ist, wird das Heimweh wach, die Sehnsucht nach den herben Menschen des Nordens, nach Bergen und Schnee und Winterkühle. Mit stärkster darstellerischer Gestaltungskraft, deren Gewicht in der beherrschten Natürlichkeit liegt, lebt Jarah Leander diese Frau nach, die vor Sehnsucht nach dem Lande, aus dessen nüchterner Kühle sie floh, zu vergehen droht. Die zu tiefst erschüttert den Abgrund erkennt, der sie von ihrem Manne trennen muß, weil sie menschenfremden Blutes sind und die gerade dann wieder zu ihm hinfindet, als die Heimat in der Gestalt eines Jugendfreundes sie zur Rückkehr zu überreden sucht. Und erst der selbstverschuldete Tod des Gatten macht sie frei zur Heimkehr in die Heimat.

Und noch ein dritter Film führt in eine ferne Welt:

„Das indische Grabmal“,

ein Film mit der Tänzerin La Jana, dessen Urfassung wir in dem Stummfilm „Der Tiger von Eschnapur“ bereits vor Jahren gesehen haben und der in der nächsten Zeit in Breslau zum ersten Male anlaufen wird. H e l m u t W a g n e r

SCHLESISCHE MONATSHEFTE

MITTEILUNGSBLATT DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT, NS.-GEMEINSCHAFT „KRAFT DURCH FREUDE“

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Karl-Heinz Kreusel, Breslau

Graphische Gestaltung: Georg Müller, Breslau.

Verlag: Gauverlag-NS-Schlesien, G. m. b. H., Am Sonnenplatz · Druck: NS-Druckerei, Breslau 2, Flurstraße 4.

Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schriftleitung Breslau 1, Klosterstraße 8.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung · Die Rücksendung kann nur erfolgen, wenn ausreichendes Porto beiliegt.

Bezugspreis: Vierteljährlich 2,25 RM. Einzelheft 0,75 RM zuzüglich 6 Rpf. Bestellgeld monatlich · Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden oder auch direkt beim Verlag der Monatshefte, Breslau 5, Am Sonnenplatz (Postscheckkonto Breslau 74822, Fernsprecher 52551 und 52555).

Anzeigenpreis (nur Seitenteile): 1/2 Seite 100.— RM. Preisliste 5 · D. A. IV. Vierteljahr 1937: 4100.

Verantwortlicher Anzeigenleiter: Walter Gehrke, Breslau.